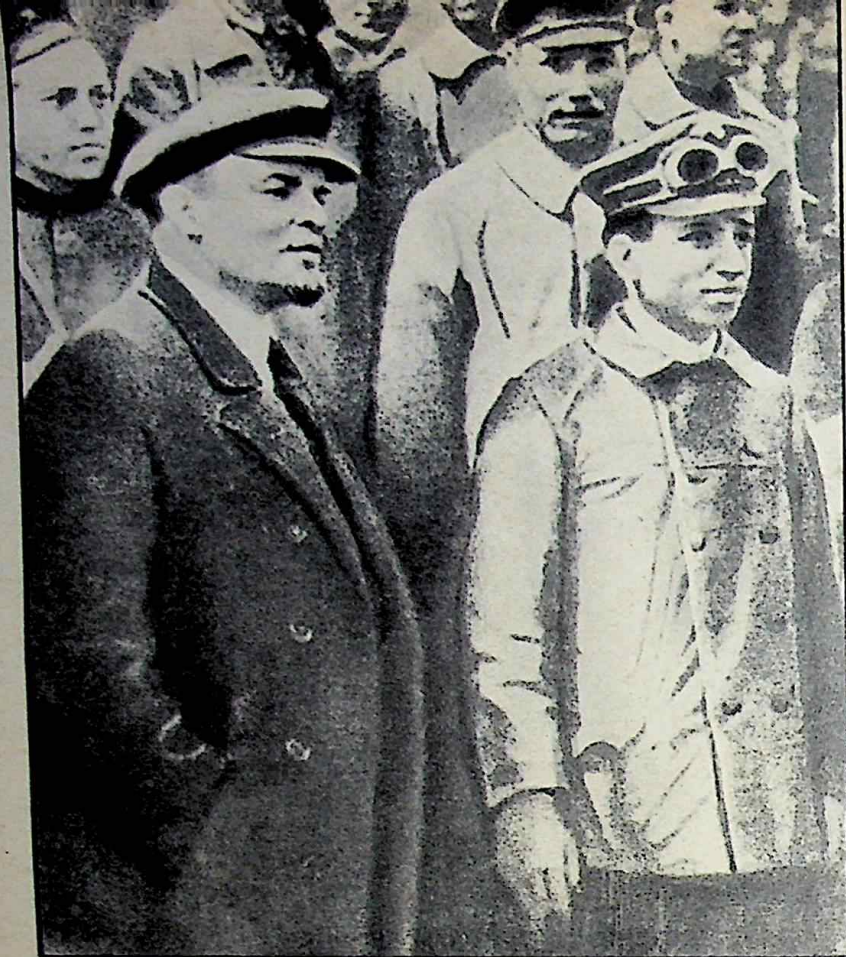


NEUE ZEIT



SEIT 18 MONATEN IST DAS SOWJETISCHE MORATORIUM IN KRAFT.
WIE GEHT ES WEITER? DIE USA BLEIBEN DIE ANTWORT SCHULDIG.



1917-1987

Zu Beginn des Sturms auf den Winterpalast in Petrograd gab es nur noch für ein bis zwei Tage Brotvorräte. Die Kriegsjahre und die politische Hilflosigkeit der Provisorischen Regierung hatten bereits im Sommer das Land in eine wirtschaftliche Katastrophe geführt. Rußland stand ein Hungerwinter bevor. Die Brotationen mußten gekürzt werden. Die Revolution wollte den Menschen Brot, Frieden und Freiheit geben, doch rundum waren Front und Hunger, Krieg und Zerrüttung.

Die Sowjetmacht behauptet sich in Moskau, im Ural und im Wolga-Gebiet, und, kaum hat sie gesiegt, da brechen konterrevolutionäre Rebellionen aus, erscheinen frischgebackene „russische Diktatoren“, erleben die Ukraine, das Kuban-Gebiet und der Raum Pskow ein riesiges Blutbad. Die Bolschewiki, die

die gesamte Verantwortung für das Schicksal der Völker Rußlands übernommen haben, bestimmen die Wege der politischen und der wirtschaftlichen Umgestaltung.

Die dramatischen Ereignisse und die Dimensionen der Umgestaltungen durch die Oktoberrevolu-

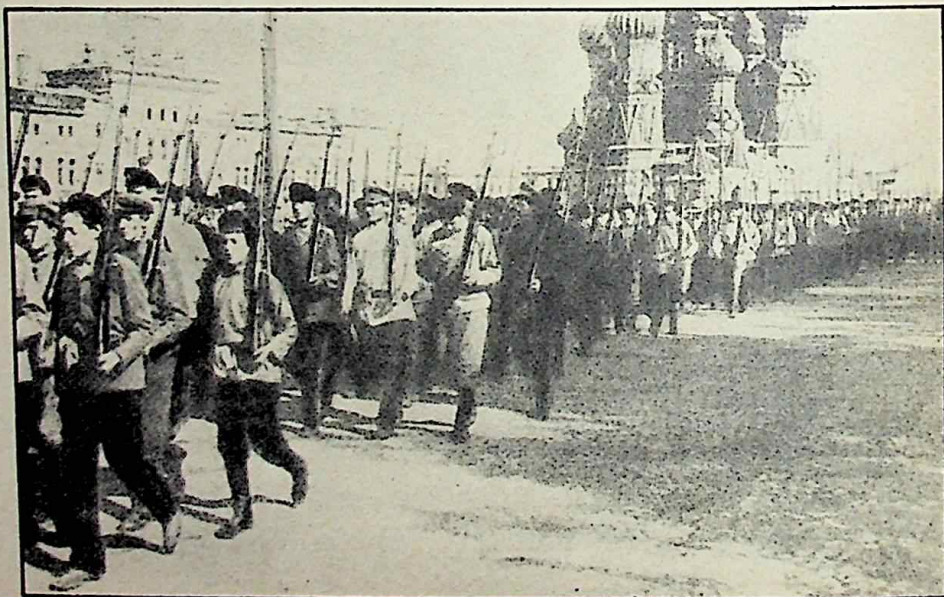
tion, die Errichtung der Diktatur des Proletariats beeindruckten durch ihre Dynamik. Schon bald beginnt man, die Diktatur als Gegenstück zur Demokratie hinzustellen, weil man nicht eingestehen wollte, daß die Bolschewiki die Diktatur des Proletariats nicht der De-

mokratie, sondern der Diktatur der Bourgeoisie entgegensetzten, daß die Sowjets in dieser historischen Auseinandersetzung gewinnen können.

Auf Initiative Lenins fordert die Sowjetrepublik die Völker und Regierungen der Länder der Entente und der USA zur Teilnahme an Friedensverhandlungen auf. Der Krieg müsse beendet werden! Am 17. Dezember 1917 ging das ganze hungrige Petrograd auf die Straßen. Die Demonstration vieler Tausender — für Frieden und die Außenpolitik der Sowjetregierung — zog durch die Stadt der Revolution.

So wandte sich erstmals in der Geschichte ein Staat mit seinem ganzen Volk an die Menschheit mit dem Aufruf zum Weltfrieden. Fünf Tage später folgte die „Antwort“: Die Pariser Konferenz der Entente-Länder beschloß heimlich, Sowjetrußland in „Einflußsphären“ aufzuteilen: Großbritannien soll den Kaukasus, Frankreich die Krim, die USA und Japan Sibirien erhalten. Die Ukraine, Belorußland und das Baltikum wollte Deutschland Sowjetrußland abnehmen.

In dieser Lage gab die revolutionäre Regierung am 15. Januar (28. Januar nach neuer Zeitrechnung) 1918 die Aufstellung einer regulären Armee bekannt.



IN DIESEM HEFT:

13

VIETNAMS PROBLEME

Der VI. Parteitag der KPV
bestimmt den Kurs

22

GEFÄHRLICHER ZEUGE

Hinter der Entführung Mordehai
Vanunus
steht ein Komplott westlicher Ge-
heimdienste

24

DIE DEMOPUBLIKANER

Der NZ-Korrespondent erhält
einen Brief von Ronald Reagan...

26

ROSEN DER SAHARA

Ein Beitrag des Schriftstellers
Valeri Powoljajew



3

Ist eine kernwaffenfreie Welt möglich?
NZ-Umfrage

6

Vor einer neuen Verhandlungsrunde
in Genf.
Gespräch mit Botschafter Alexej
Obuchow

21

Interview mit dem Generalsekretär
des Afrikanischen Nationalkongresses
Südafrikas,
Alfred Nzo

28

In memoriam Andrej Tarkowski

30

Die russische Sprache in Japan

30

Angkor Vat, Symbol Kampuchéas

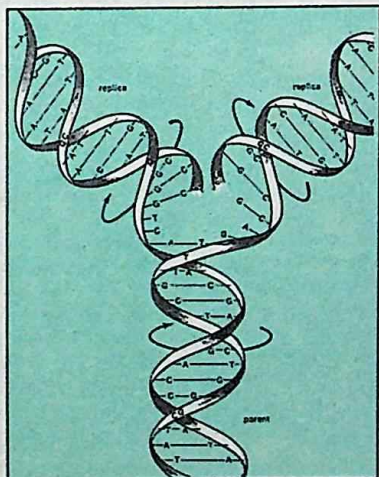
32

Eisschnellläufer Igor Shelesowski

WORT DES REDAKTEURS(2),
PANORAMA(9), POST, ECHO(16)

Titelbild: I. Smirnow

18



GENETIK DES MENSCHEN... GENETIK GEGEN DEN MENSCHEN!

Die einmalige
Ansammlung
von Genen
unterscheidet uns
voneinander.
Doch diese
notwendige
Vielfalt
hat auch eine
Kehrseite...
Ein Interview
mit Prof.
Juri RYTCHKOW

NEUE ZEIT

Chefredakteur
V. Ignatenko
Redaktionskollegium:
L. Besymenski,
S. Goljakow,
J. Gudkow (verantw. Sekretär),
A. Lebedew,
A. Pin,
B. Pistchik (stellv. Chefredak-
teur),
A. Pumpjanski (stellv. Chefre-
dakteur),
V. Tschernjowski
(stellv. Chefredakteur), V. Zoppi

ÜBERLEBEN, UM ZU LEBEN

Bei seiner Schwäche für Pathos und große Worte hat Präsident Reagan die USA mit einer strahlenden Stadt auf einer Anhöhe verglichen. Der prächtige Vergleich wird aber durch unanfechtbare Tatsachen und Geschehnisse, namentlich solche, die beim Irangate ans Licht kamen, getrübt. Um genau zu sein, ähnelt Washington eher einer Karawanserei, in der die US-Regierung, die ganze Mannschaft Reagans im Dreck steckt.

A. KONJAJEW
Kiew, Ukr. SSR

In Italien, wo ich lebe, nehmen leider noch sehr viele die Nachrichten von Unglücksfällen in der UdSSR und in anderen sozialistischen Ländern schadenfroh auf. Sie beschuldigen die Russen aller Todsünden und wollen nicht sehen, was sich in Italien selbst tut. Auf dem Mittelmeer kreuzen amerikanische atomare Flugzeugträger mit tödlichen Waffen an Bord. Ein dummer Zufall, und das ganze Mittelmeer fliegt in die Luft. Auch in Italien sind Atomwaffen stationiert. Wir müssen endlich begreifen, daß die UdSSR nicht nur für sich, sondern für alle Erdenbewohner Frieden will.

Antonio FORGIONE
Lucera, Italien

Leider gibt es auf der Welt noch Millionen, die die Verleumdungen über die sozialistische Gesellschaftsordnung und über ihr Land glauben. Neujahr konnte ich in der UdSSR feiern. Beim Anblick des illuminierten Moskauer und der strahlenden Gesichter nahm meine Überzeugung noch zu, daß nur der Sozialismus denen, die noch im Schraubstock des Elends und der Entrechtung stöhnen, Frieden und Fortschritt bringen kann.

Ba DIAKITE
Niore, Mali

Zweimal sterben kann man nicht, einmal sterben muß man... Wie aber soll man viermal, fünfmal oder achtmal sterben, so wie das die Nukleararsenale jedem Erdenbewohner androhen? Und der Megatod? Neue Worte entstehen, und die Begriffe wandeln sich... Doch wir müssen dem Atomtod den Kampf ansagen! Dafür haben wir den so bedrohlichen Tatsachen ins Auge zu schauen, müssen entsprechend handeln.

Das Schlimmste, was die Menschheit durchmachte, ist der zweite Weltkrieg. Heute besitzt allein ein U-Boot der Ohio-Klasse eine Vernichtungskraft wie die der sechs schrecklichsten Jahre der menschlichen Geschichte. Und so sieht diese Gleichung des Schreckens aus: Ein U-Boot entspricht dem zweiten Weltkrieg.

In den Arsenalen lagern heute 50 000 Sprengköpfe oder eine Million Hiroshimas. Eine neue Zeit hat neue Dimensionen mit sich gebracht. Hiroshima ist nicht mehr nur der Name einer Stadt, sondern ein Maß des Todes.

Alle Religionen der Welt haben es nicht vermocht, den Menschen an die Wirklichkeit des Weltuntergangs glauben zu lassen. Man kann diese furchtlose Lebensfreude bewundern. Heute müssen sich die Menschen endlich der neuen — und existentiellen! — Realität bewußt werden. Eine Million Hiroshimas — das ist die reale Aussicht auf den Weltuntergang jeden Augenblick.

Die Natur hat den Menschen ein Gespür für verschiedene Gefahren gegeben, doch die radioaktive Strahlung kann der Mensch nicht wahrnehmen. Das Nuklearzeitalter ist ein Produkt des Menschen, und er selbst muß die Mechanismen für den Schutz gegen dessen Bedrohungen schaffen. Die Natur hat im Menschen den Selbsterhaltungstrieb, den Instinkt zur Bewahrung der eigenen Gattung angelegt. Eine Gesellschaft, die sich der Gefahren des Nuklearzeitalters bewußt geworden ist, muß den Instinkt der Bewahrung des Menschengeschlechts in sich herausarbeiten.

Gewisse — fürwahr vernünftige, zivilisierte — Regeln für das Verhalten der Menschen, politischer Organisationen und der Staaten müssen zur Selbstverständlichkeit werden. Einige Handlungen haben tabu zu sein.

Allein schon der Gedanke an einen Krieg als Mittel zur Erreichung politischer Ziele muß zum Verbrechen erklärt und für immer begraben werden... Die Gewalt ist aus dem Bereich des zwischenstaatlichen Verkehrs zu verbannen. Die Massenvernichtungswaffen sind zu beseitigen, bevor sie die Menschen, und sei es aus Versehen, vernichten.

Endlich muß sich das Prinzip der Sicherheitspartnerschaft durchsetzen. Die Zeit der Sicherheit auf Kosten und zum Schaden anderer ist vorbei.

In der Rangskala der gesellschaftlichen Werte muß die Idee des Überlebens der Menschheit den ersten Platz einnehmen. Und alles, was im Widerspruch zu dieser Idee steht — nationaler, Klassen-, Gruppenegoismus, ideologischer Fanatismus, private Interessen und Ambitionen — muß einer strengsten Prüfung unterzogen werden.

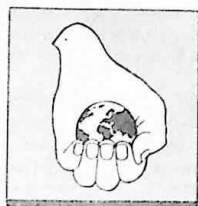
Die heutige Welt steckt zu viele Kräfte und Mittel in die Vorbereitung eines Krieges, der nicht zugelassen werden darf, in eine aufreibende Konfrontation, in Furcht und Angst. Das goldene Zeitalter des Friedens kann erst beginnen, wenn all das überwunden sein wird.

Das von Michail Gorbatschow vor einem Jahr, am 15. Januar 1986, verkündete Programm für nukleare Abrüstung bis zum Jahre 2000 kann ein neues Kapitel der Geschichte aufschlagen.

Die Idee einer kernwaffenfreien, gewaltlosen Welt, die die führenden Repräsentanten der UdSSR und Indiens kühn verkündeten, ist der Schlüssel zu dieser Zukunft.

Die Menschheit muß überleben, um zu leben!

IST EINE KERNWAFFENFREIE WELT MÖGLICH UND WIE STELLEN SIE SICH DIE GRUNDLAGEN DER INTERNATIONALEN STABILITÄT VOR?



Dmitri Lichatschow:

NICHT NUR MÖGLICH, SONDERN UNUMGÄNGLICH

Dmitri Lichatschow, Mitglied der AdW der UdSSR, Vorstandspräsident des Sowjetischen Kulturfonds

Eine Welt ohne Kernwaffen ist nicht nur möglich, sondern unumgänglich. Sie stellen ja eine ungeheure Gefahr dar. Meine Kollegen — Physiker, Militärexperten und Publizisten — haben schon viel darüber geschrieben. Ich aber mache mir über die Wirkung des "nuklearen Faktors" auf die Moral der Menschheit Gedanken.

Die Kernwaffen negieren alles, auch die Kultur. In ihrem Schatten sinkt die Hochachtung vor der Kultur als solcher. Ich habe von Leuten, in deren Macht es stand, eine Denkwürdigkeit der Kultur zu bewahren, sagen hören, es lohne sich nicht, weil ja doch alles vernichtet werde.

Die Sache hat noch andere Folgen. Manche fragen sich, wozu Kinder in die Welt setzen, wenn sie doch keine Zukunft haben werden.

In der kernwaffenbedrohten Welt kann die Kultur, ja das Leben selbst nicht existieren, auch wenn diese Waffen nicht zum Einsatz kommen. Warum? Solche Waffen werden andauernd perfektioniert, sie werden immer kompakter und leichter. Folglich wächst die Gefahr, daß sie terroristischen Einzelgängern in die Hände fallen können. Sollte das geschehen, so ist nicht abzusehen, was uns das kosten würde. Rafaels Madonna? Milliarden Tribute? Eines Teils unseres Landes? Terroristen kann ja alles mögliche in den Sinn kommen.

Und noch ein Grund, warum die Nukleartests und alle auf eine Waffenperfektionierung ausgerichteten Forschungen sofort eingestellt werden müssen. Wir können nicht fest garantieren, daß Neuentwicklungen in diesem Bereich

nicht unklugen und dünkelfhaften Menschen zufallen werden, die gewillt sind, wissenschaftliche Erkenntnisse zum Schaden der Menschheit zu benutzen.

Da ergibt sich für die Ethik der Wissenschaftler ein äußerst ernstes Problem. Ich finde, man müßte für sie einen speziellen Moralkodex abfassen. Kamen sie im vorigen Jahrhundert mit den gewöhnlichen moralischen Grundsätzen aus, so müssen diese jetzt profunder formuliert werden. Und nicht nur für Physiker! Ethische Probleme entstehen z. B. in der Gentechnik. Sie betreffen auch die Humanisten.

Wie soll man das bewerkstelligen? Ich stelle mir Weltkonferenzen zur Abfassung des besagten Moralkodex für die in verschiedenen Wissenschaftssparten tätigen Wissenschaftler und deshalb eine stabile Welt der Gemeinsamkeit und der Gemeinschaften sowie regelmäßiger internationaler Beratungen über aufkommende Probleme vor. Diese Welt hätte nur gegen Verbrecher Grenzen.

Der Verkehr von Bewohnern verschiedener Länder bringt das Haupthindernis für Kriege hervor. Die Menschen müssen erkennen und begreifen, daß überall ihresgleichen leben. Sagen wir einmal, nicht jeder hat Sinn für die Schönheit eines negroiden Gesichts. Als ich aber kurze Zeit auf Sizilien lebte, wo ich es mit Afrikanern zu tun hatte, da erwachte in mir der Sinn für die wunderbare afrikanische Schönheit.

Man muß ohne Umschweife sagen, was die Stabilität in unserer Welt stört. Einer ihrer schlimmsten Feinde ist der Nationa-

lismus. Wie ich beobachtet habe, nimmt er leider zu. Ich habe wiederholt gesagt, daß er das Gegenteil des Patriotismus ist. Wenn dieser Liebe zum eigenen Volk bedeutet, so der Nationalismus Haß auf andere Völker. Dabei braucht die Welt alle möglichen Verbindungen zwischen Individuen, Völkern und Kulturen!

Eine der edelsten Aufgaben der Humanwissenschaften ist es, die Kultur der verschwindenden kleinen Völker zu bewahren. Sie ist ja unser Erbgut, und das ist vor allem die ethische Pflicht der großen Völker.

Das große russische Volk ist nicht nur verpflichtet, seine eigenen Kulturwerte zu bewahren. Nicht minder wichtig ist das im Hinblick auf die Kulturwerte der vielen kleinen Völker unseres Landes, z. B. der finnougriechen im hohen Norden. Manche haben jetzt nur noch 2000–3000 Angehörige. Reservationen wie die für Indianer in Amerika sind bei uns undenkbar. Die Situation ist schwierig. Heutzutage möchte fast jeder Angehörige der kleinen Völker studieren. In seiner Muttersprache ist das nicht zu bewerkstelligen. Folglich muß er zwei Sprachen beherrschen, darf jedoch auf keinen Fall seine eigene Folklore, Bühnenkunst, Ethnographie vergessen. Schwierig? Ja, aber es lohnt der Mühe. Übrigens war für die russische Kultur immer die Zweisprachigkeit wichtig. Puschkin besaß sie, in seiner Jugend nannte man ihn den Franzosen-Puschkin. Hat das aber seiner russischen Sprache geschadet? Viele große russische Dichter beherrschten Sprachen.

Warum sage ich das? Weil der Mensch heute unbedingt mehrsprachig sein muß. Das fördert den Verkehr mit anderen Völkern und folglich auch die Stabilität der Welt.

Ich bin sicher, daß das 21. Jahrhundert ein Zeitalter der Humaniora sein muß. Sonst riskiert die Menschheit, sich in gut rechnende oder gekonnt Computer benutzende Wesen zu verwandeln, deren sämtliche geistigen Werte in dem einen Wort "Ku" Platz finden, wie es bei den Gestalten eines neuen sowjetischen Films geschieht. Wir müssen gut sprechen, um gut zu denken. Wir sind verpflichtet, unsere Sprache ausgezeichnet zu kennen, um andere Sprachen zu verstehen.

Wie stelle ich mir die Wissenschaft der Zukunft vor? In internationalen Institutionen vereint, in denen Wissenschaftler verschiedener Länder arbeiten, als eine Wissenschaft rascher Verständigung.

Und die Kunst der Zukunft stelle ich mir als Trägerin einer klassischen Grundlage vor. Nur so kann ihre Tiefenwirkung auf den Menschen gesichert werden.

Mein Traum ist es, daß in den Schulen

wieder Logik, die Kunst des Disputs und die klassischen Sprachen unterrichtet werden, deren Wert vergessen ist.

Mein Traum ist es, daß die Fremdsprachenkenntnis nicht Sache der Kellner ist, sondern zum Lesen klassischer Werke ausreicht.

Je schneller sich die Welt von Kernwaffen befreit, desto schneller wird das in Erfüllung gehen.

gen über den Friedensdialog" veröffentlichte Texte zurückkommend, kann ich sagen, daß sie auch in unserer unruhigen Zeit dazu angetan sind, bei hochwichtigen neuen Beschlüssen den rechten Weg zu weisen. Die "instabile Welt", in der wir schon seit 40 Jahren leben, kann in die lang ersehnte "stabile Welt" hinüberwachsen, aber nur dann, wenn die Gewißheit besteht, daß das fortdauernde Wettrüsten die Grenze der Überlebensmöglichkeit nicht überschreiten und nicht zum Erlöschen des Lebens auf der Erde führen wird.

Ich meine, die beiden hervorragenden Gesprächspartner in Reykjavik hatten recht, als sie aus dem Treffen keine negativen Schlüsse zogen. Jetzt ist darauf zu hoffen, daß sie das Treffen als unerläßliches Stadium ansehen und fähig sein werden, das Erreichte aufzugreifen, um weitere notwendige und wichtige Schritte vor allem für die nukleare Abrüstung und für Abkommen über die friedliche Koexistenz zu tun.

Amintore Fanfani:

DIE ÜBERLEBENSGRENZE

Amintore Fanfani ist Vorsitzender des italienischen Senats

Das Gespräch darüber, wie ein dritter Weltkrieg zu verhüten ist, begann in Jalta, noch ehe der zweite zu Ende war. Später wurde es hin und wieder aufgenommen. Bald besprach man Punkt für Punkt die Differenzen, bald mehr oder minder große Gebiete. An dem Dialog waren bald mehr, bald weniger Partner beteiligt. Er wurde in verschiedenen politischen Gremien geführt, sowohl bei exklusiven Gipfeltreffen als auch in großen Versammlungen bis hinauf zur Vollversammlung der UNO. Trotz der vielen Verhandlungen kam es leider auch zu Konflikten und sogar regelrechten Kriegen. Zum Glück haben sie — zumindest bisher — dazu beigetragen, einem Weltkonflikt aus dem Wege zu gehen.

An diesen zeitweiligen Dialogen nahm durch seine Vertreter auch direkt oder indirekt das italienische Volk teil. Seit 1946 war ich Parlamentsabgeordneter, Minister, Ministerpräsident, Senatsvorsitzender bzw. Vorsitzender der 20. UNO-Vollversammlung. Ich hatte also Gelegenheit, Hypothesen aufzustellen, Vorschläge zuzustimmen, Beschlüsse anzufechten und Resultate zu kommentieren, alles im Namen der politischen Kräfte sowie der Organe des Parlaments und der Regierung Italiens.

Ich hoffe, daß ich auf diesen Posten bestimmte Aufträge zur Zufriedenheit erfüllt habe und dabei meiner Überzeugung treu geblieben bin, daß es notwendig ist, den Frieden zu bewahren und demgemäß die Abkommen auszuweiten, die Konflikte verhüten und der Entwicklung der internationalen Zusammenarbeit förderlich sein könnten.



IST EINE
KERNWAFFEN-
FREIE WELT
MÖGLICH?

Auf von mir aus verschiedenen Anlässen verfaßte und in dem Buch "Betrachtun-

Jürgen Schneider: BALLAST AUF DER EMPFINDLICHEN WAAGE DER NATUR

Prof. Dr. Jürgen Schneider
Institut für Geologie und Dynamik der Lithosphäre der Universität Göttingen [BRD]

Eine Welt ohne Atomwaffen ist nicht nur eine idealistische Vorstellung "verträumter Spinner" aus den Kreisen der Friedensbewegung, sondern eine immer dringender werdende realistische Forderung an die Politik. Eine Welt ohne Atomwaffen ist nicht nur denkbar, sie ist realisierbar, wenn der politische Wille vorhanden ist.

In den "Hamburger Abrüstungsvorschlägen" des internationalen Naturwissenschaftler-Kongresses "Ways out of the Arms Race" vom November 1986 heißt es: "Die nuklearen Arsenale der USA und der UdSSR enthalten heute Zehntausende von Sprengköpfen. Es ist allgemein anerkannt, daß ein Atomkrieg nicht gewonnen werden kann und nicht geführt werden darf. Beiden Seiten drohen vernichtende Vergeltungsschläge, unabhängig davon, wie ein Atomkrieg beginnt. Wir sind davon überzeugt, daß Atomwaffen nicht eingesetzt werden können, ohne die Zivilisation, wie wir sie kennen, zu vernichten."

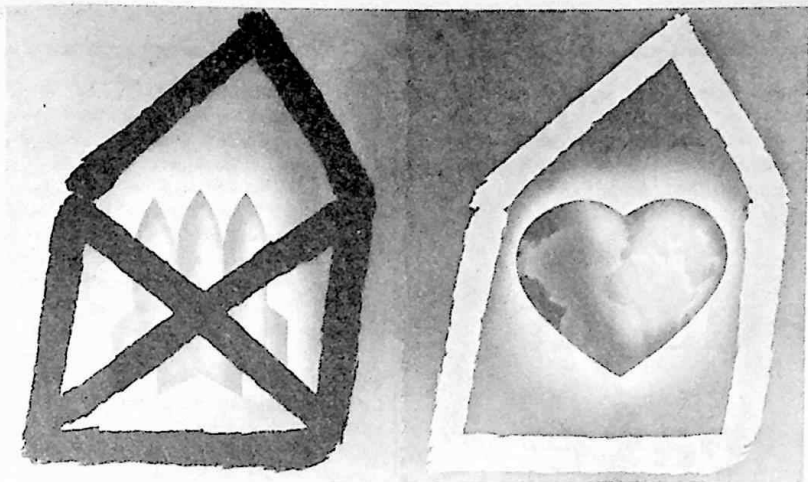
Krieg ist nichts "Natürliches" wie etwa der Aggressionstrieb. Der Mensch ist die einzige Gattung, die den Mord im Krieg mit Vorbedacht ausübt und Kriege gegen die eigenen Artgenossen organisiert und durchführt. Das Zusammentreffen von Intellekt und Aggression gipfelte beim Menschen in der Erfindung, dem Bau und der Anwendung immer schlimmerer Waffen, zuletzt auch der Atomwaffen. Aber mit der Erfindung und Konstruktion von Atomwaffen ist es möglich, die völlige Vernichtung der Gattung zu betreiben. Damit entstand aber auch die Doktrin von der "atomaren Abschreckung", die angeblich den Frieden erhalten könnte.

Intellektuelle und materielle Potentiale wurden in beispiellosem Ausmaß für eine internationale Abschreckungspolitik mobilisiert. Der kalte Krieg schuf militärische und politische Prioritäten, die zu einer politischen und militärischen Strategie führten, in der exponentiell wachsende Rüstung und laufende Kriegsvorbereitung als Friedensgarantien gelten und propagiert werden.

Demgegenüber blieben die Anstrengungen und die Beiträge für Friedens- und Konfliktforschungen kläglich gering und ohnmächtig. Es fehlt noch immer ein auf Anwendung orientiertes Konflikt-Management, das nicht auf angedrohter Waffengewalt basiert. Die Friedens- und Konfliktforschung ist völlig unterentwickelt. Es fehlt offenbar immer noch am Bewußtsein ihrer Notwendigkeit.

Wir, die Bürger, werden informiert über die "Vorteile" der Hochrüstung für die Friedenssicherung, nicht aber darüber, welche Vorteile Abrüstung bringen würde. Der Zeitpunkt ist nämlich längst erreicht, an dem das Wettrüsten durch ökonomische, soziale und ökologische — wenn schon nicht durch moralische — Unerträglichkeit begrenzt wird. Die Volkswirtschaften auch der "reichen Länder" werden diesen Rüstungswettlauf nicht länger verkraften können.

Es geht heute nicht mehr vorrangig um die Gegensätze zwischen Ideologien und Gesellschaftssystemen. Es geht um die Zukunft der Menschen und der kommenden Generationen und ihre Lebensgrundlagen und darum, ob es über-



"Ihr Haus — unser Haus". Plakat des in Moskau eröffneten Wettbewerbs "Für Frieden und sozialen Fortschritt"

haupt eine Zukunft gibt. Der gegenwärtig laufende globale Krieg gegen die Natur und die Lebensgrundlagen der kommenden Generationen kann nicht mehr bestritten werden. Wir sind dabei, diesen Krieg gegen die Natur zu gewinnen, wenn wir die Prioritäten nicht anders setzen. Die exponentiell wachsende Ausbeutung der Erde wird unweigerlich zu tödlichen finalen Verteilungskämpfen um die letzten Ressourcen an Trinkwasser, Anbauflächen und Rohstoffen führen, wenn wir nicht alle geistigen und materiellen Ressourcen zur Bewältigung dieser globalen Bedrohung einsetzen.

Die Öffentlichkeit in Ost und West und die Politiker müssen dies erkennen und daraus Konsequenzen ziehen, deren erste in ernsthafter und essentieller Abrüstung bestehen muß. Rüstung und Entwicklung stehen in direktem Gegensatz zueinander, und dies gilt nicht nur für die "Entwicklungsländer". Wenn die Aufrüstung so weitergeht, ist kein Platz für eine Lösung der globalen Probleme.

Frieden durch Abrüstung und Frieden mit der Natur sind gleichwertige und fundamentale Voraussetzungen für unsere Zukunft. Ein Beginn auf diesem Weg ist der Abbau von Feindbildern nach innen und nach außen. Dazu ist mehr und intensivere Aufklärung der Bevölkerung und der Politiker über die Bedrohtheit unserer Situation notwendig. Es müssen in allen Ländern interdisziplinäre und durch unabhängige Fachleute besetzte Gremien geschaffen werden, die sich mit den künftigen Entwicklungen befassen, diese bewerten und entsprechende Programme für künftiges gemeinsames politisches Handeln ausarbeiten. Dabei sind die Ziele zu erforschen und die Mittel zu erkunden, wie die Wege aus der gegenwärtigen Situation gefunden werden können.

Die internationale Stabilität und Sicherheit können nicht langfristig durch Rüstung oder Technologie-Wettstreit (die beide leider noch viel zu eng zusammen-

hängen) erreicht und erhalten werden. Militärische Friedenssicherung ist in der heutigen Welt ein Anachronismus, dem wir entschieden entgegentreten müssen. Friedensforschung und Umweltforschung sind die wichtigsten Herausforderungen an die menschliche Gesellschaft. Zur Vertrauensbildung gehören heute ent-

Hizaki Nagai: DAS GUTE IM MENSCHEN

Hizaki Nagai ist stellvertretender Direktor des Internationalen Friedensinstituts in Hiroshima.

Auf die Frage, ob eine kernwaffenfreie Welt möglich ist, kann ich nur mit Ja antworten. Gäbe es eine solche Möglichkeit nicht, wäre der Kampf von Millionen Menschen in verschiedenen Ländern gegen die Nuklearkriegsgefahr, wären die Sitzstreiks sinnlos, die vor dem Mahnmal der Opfer des Atombombenabwurfs auf Hiroshima nach jedem weiteren Nukleartest durchgeführt werden.

Was aber die Frage betrifft, inwieweit die Weltsicherheit ohne Kernwaffen garantiert wäre, könnte ich sie nicht so eindeutig beantworten — ich bin ja weder Militär noch Politiker. Doch glaube ich, daß jenes Maß an Gutem, das in jedem Herzen verborgen ist, der ganzen Menschheit helfen soll, eine Antwort auf diese komplizierte Frage zu finden. Vorläufig aber müssen wir das dringliche Problem lösen, wie zu erreichen ist, daß die Nuklearmächte im neuen Jahr auf die

schiedene Schritte zur Abrüstung. Dazu gehören: Beendigung von Waffenexporten, sukzessiver Abbau der Waffenarsenale und notfalls eben auch einseitige Abrüstung als Signale an die Weltöffentlichkeit. Vertrauen in diesem Sinne braucht Mut und Selbstbewußtsein. Die Menschheit und die künftigen Generationen erwarten diesen Mut und dieses Selbstbewußtsein und haben Anspruch darauf.

Wir müssen anders an die Probleme der Welt herangehen, als wir es bisher tun. Wir müssen neue, auch unkonventionelle Wege des Miteinanders beschreiten. Das Hegemonialstreben, das immer ein Hemmschuh auf dem Weg zur Verständigung war, muß abgelegt werden. Das unselige Blockdenken muß abgebaut werden. Dazu sind alle Wege richtig, die zum Abbau von Mißtrauen und zum Aufbau von Vertrauen führen. Dazu müssen sich Politiker ebenso wie Wissenschaftler und Bürger aus Ost und West, Nord und Süd viel häufiger und intensiver und in viel umfangreicherem Maß zusammenfinden, um sich kennenzulernen und ihre gemeinsamen, aber auch gegensätzlichen Probleme besser zu verstehen. Nur so kann eine Atmosphäre gegenseitigen Vertrauens und der Verständigung geschaffen werden, welche die Voraussetzung dazu ist, die Probleme der gesamten Menschheit zu lösen. Nur Vertrauen und gegenseitiges Verstehen können die Grundlage internationaler Stabilität bilden.

Tests verzichten. Opfer des Atombombenabwurfs auf Hiroshima nehmen sich vor, mit der Unterschriftensammlung unter einen an Moskau und Washington adressierten Appell zu beginnen. Die Stadtverwaltung von Hiroshima wendet sich mit den Botschaften an die Spitzenpolitiker der USA, der UdSSR, Großbritanniens und Frankreichs. Die Botschaft an Michail Gorbatschow enthält eine hohe Einschätzung des seit dem 6. August 1985 dauernden Moratoriums für alle Nuklearexplosionen und eine Einladung nach Hiroshima. Das sowjetische einseitige Moratorium unverzüglich zu einem allgemeinen auszubauen ist die Forderung der Botschaften an Washington, London und Paris. Wir hoffen, daß der Welt eine Chance gegeben wird. Daß die Spitzenpolitiker der Großmächte den Aufruf einfacher Menschen nicht überhören: Nie mehr Hiroshima!

An der NZ-Umfrage haben mitgewirkt: B. BALKAREJ, J. TAWROWSKI, A. TOLPEGIN

In Genf beginnt bald die nächste Runde der sowjetisch-amerikanischen Verhandlungen über die Begrenzung der Weltraum- und Kernwaffen. Unsere Korrespondenten Galina Sidorowa und Dmitri Pogorshelski sprachen mit dem Vertreter der UdSSR in der Gruppe für strategische Angriffswaffen, Sonderbotschafter Alexej OBUCHOW

Das sowjetische Vorschlagspaket

NZ. Die Verhandlungen über weitere — nach SALT I und SALT II — Begrenzungen der strategischen Angriffswaffen zwischen der UdSSR und den USA werden mit gewisser Unterbrechung seit 1981 geführt. Bisher schienen die Vorschläge der Seiten rein "technischen" Charakter zu tragen: Auf den Verhandlungstisch flogen unendliche Zahlen, Limits und Sublimits; die Experten zerbrachen sich den Kopf, was durch was wettgemacht werde. Gegenwärtig unterbreitete die UdSSR allgemeinere, verständlichere und zugleich in ihrer Schlichtheit kompliziertere Vorschläge. Könnte man von einem neuen Niveau der Verhandlungen sprechen?

A. Obuchow. Ja, das stimmt. Wir blicken auf eine lange Zeit von verschiedenerlei Gesprächen zurück. Außerdem wurden im Laufe der Verhandlungen die fundamentalen Verträge SALT I und SALT II geschlossen. Vieles war schon damals erforscht und durchgearbeitet. Obwohl die amerikanische Seite versucht, die vorhandenen Abkommen zu negieren, werden die bei ihrer Formulierung gesammelten Erfahrungen zweifellos bleiben und weiterhin der Sache nutzen.

Gegenwärtig sind dank den sowjetischen Initiativen, vor allem dank dem am 15. Januar v. J. verkündeten Programm für die Beseitigung von Kernwaffen bis Ende dieses Jahrhunderts, die notwendigen Voraussetzungen dafür geschaffen, auf dem in Rede stehenden Gebiet wirklich allumfassende Entscheidungen zu treffen.

Früher handelte es sich um eine Begrenzung der strategischen Waffen. Über ihre radikale Reduzierung wurde nicht gesprochen, obwohl bestimmte Reduzierungen in SALT II vorgesehen waren — wenn er ratifiziert worden wäre. Heute schlägt die UdSSR vor, die Last der Kernwaffen bis Ende des Jahrhunderts abzuwälzen. Eine Weiterentwicklung des Januar-Vorschlages war die von Michail Gorbatschow in Reykjavik dargelegte Position. Dort konnten wir in bestimmten Bereichen gemeinsame Lösungen finden. Allerdings konnten sie nicht juri-

stisch fixiert werden, weil die USA an SDI festhalten. Es bleibt jedoch dabei: Auf dem Gebiet der strategischen Offensivwaffen wurde von der Beseitigung dieser Waffen binnen 10 Jahren gesprochen. Einschlägige tiefgreifende Maßnahmen waren auch für Mittelstreckenraketen der UdSSR und der USA in Europa vorgesehen.

Gegenwärtig geht es in Genf darum, zu Vereinbarungen auf der Grundlage des in Reykjavik Erreichten zu kommen, die eine Wende in der internationalen Entwicklung herbeiführen und den Weg zu einer kernwaffenfreien Welt eröffnen könnten. In der Endkonsequenz braucht es selbstverständlich juristische Dokumente, in welchen diese Vereinbarungen fixiert sind. Die Delegationen zu den Verhandlungen sollen solche Dokumente vorbereiten. Das ist eine viel Geduld erfordernde Arbeit, aber wenn politischer Wille und der Wunsch zur Übereinkunft vorhanden sind, ist der Erfolg selbst binnen kurzem möglich.

Wer schafft neue Probleme?

NZ. Seit Reykjavik sind nun fast drei Monate vergangen. Ist eine Veränderung in der Haltung der US-Delegation, in der Tonlage zu spüren? Hat sie vielleicht neue Vorschläge?

A. O. Man muß sagen, daß gewisse Kräfte es nach Reykjavik mit der Angst bekommen haben. Sie möchten alle seine Ergebnisse zu Grabe tragen und diese Tatsache der Geschichte möglichst schnell selbst vergessen bzw. vergessen machen. Das findet leider im Verhalten amtlicher Vertreter der USA und auch westeuropäischer Staaten seinen Niederschlag.

Die gleiche mit Verlaub zu sagen Konzeption ist bei der amerikanischen Seite auch bei den Verhandlungen festzustellen. Sie versucht, von Reykjavik abzugehen und auf dem ohnehin dornigen Weg zu einem Erfolg noch zusätzliche Hindernisse aufzutürmen.

NZ. Wie äußerte sich das konkret?

A. O. Nehmen wir die zentrale Frage: die Verhinderung eines Wettlaufens im Weltraum. In Reykjavik wurde SDI zum Stein des Anstoßes. Bei den Genfer Verhandlungen unternahmen die US-Vertreter absolut nichts, um eine Lösung dieses Problems zu finden. Dabei bleiben unsere Vorschläge bekanntlich in Kraft.

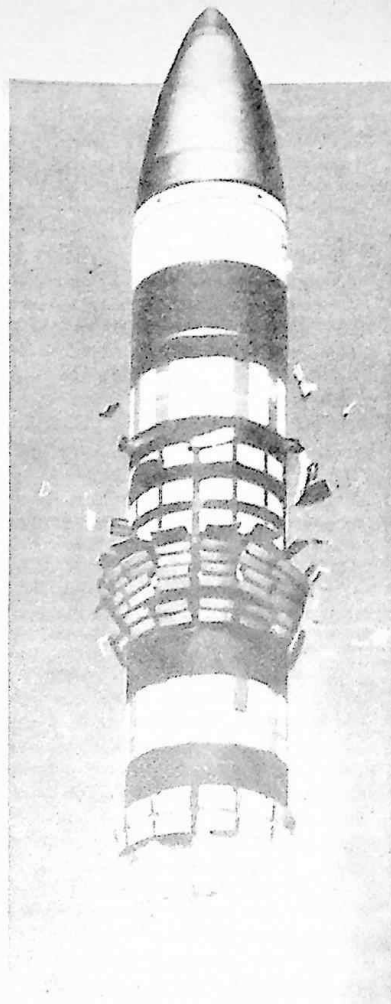
Die sowjetische Seite verlangt von Washington keinen vollen Verzicht auf die Arbeiten im SDI-Rahmen. Wir lassen entsprechende Forschungs- und Entwicklungsarbeiten zu, aber nur in Laboratorien. Eine solche Tätigkeit würde nicht als im Widerspruch zum ABM-Vertrag stehend betrachtet werden. Doch im Interesse einer Stärkung des Vertragsregimes schlagen wir vor, daß die Erprobung aller weltraumgestützten Elemente eines Raketenabwehrsystems im All verboten wird. Die Notwendigkeit einer solchen gegenseitigen Verpflichtung ist deutlich. Sonst würde die zulässige Zeit für das Nichtverlassen des ABM-Vertrages, wofür die Sowjetunion eintritt, nicht zu einer Zeit der Einhaltung der Bestimmungen dieses unbefristeten Dokuments werden, sondern zu einer Zeit ihrer Verwischung und Untergrabung.

Danach würden, das ist unsere Haltung, die Seiten Verhandlungen aufnehmen, um nach Abwägung der Lage zu entscheiden, wie sie weiter verfahren sollten. Doch die US-Vertreter weichen einer Behandlung irgendwelcher Beschränkungen für SDI aus.

Verletzen durch Interpretation?

NZ. In den USA wird von zwei Interpretationen des ABM-Vertrages, einer "engen" und einer "erweiternden", gesprochen. Was wird Ihrer Meinung nach darunter verstanden?

A. O. Nach amtlichen Erklärungen amerikanischerseits zu urteilen, hält Washington gegenwärtig an einer "erweiternden" Auslegung des ABM-Vertrages fest. Meines Erachtens aber ist schon der Gebrauch dieses Wortes recht fraglich, denn es kann nur eine einzige Interpretation eines Vertrags geben, nämlich die richtige. Das Wesen dieses Vertrages wird eindeutig in seinem Wortlaut ausgedrückt. So besagt Art. 1: Die Seiten sind nicht berechtigt, ein landesweites Raketenabwehrsystem anzulegen oder seine Schaffung vorzubereiten. Alle anderen Bestimmungen sind gleichsam dazu da, die Erfüllung von Art. 1 zu sichern. Laut Art. 5 ist es verboten, raumgestützte Raketenabwehrsysteme oder — Komponenten zu entwickeln, zu testen. Eine "erweiternde" Interpretation bedeutet praktisch eine



"ICH WILL GROSS WERDEN UND NICHT IN DIE LUFT FLIEGEN." Mit solchen Plakaten wenden sich diese kleinen Briten an die Erwachsenen, von denen ihre Zukunft abhängt. Die Erwachsenen in den USA, die die Politik des Westens bestimmen, bieten den Kindern der Welt ihre Alternative an: Angst und Wetrüsten. Dem strategischen Luftwaffenkommando der USA wurden offiziell die ersten zehn ballistischen MX-Interkontinentalraketen, die auf dem Luftstützpunkt Warren im Bundesstaat Wyoming aufgestellt wurden, übergeben.

Fotos aus: "Morning Star" (Großbritannien)
und "Stern" (BRD)

willkürliche Deutung des Vertrages in dem Sinne, daß er für Raketenabwehrsysteme, die auf anderen physikalischen Prinzipien beruhen, angeblich keine Begrenzungen festlegt. Man will uns weismachen, der Vertrag ließe die Erprobung der entsprechenden Anlagen überall, darunter auch im Weltraum, zu.

Die USA wollen den Kurs auf die Verwirklichung von SDI, auf die Durchführung von Arbeiten, die ihrem Wesen nach zu einer Zerstörung des ABM-Vertrages führen würden, rechtfertigen.

Unterdes können, folgt man dem Vertrag — er aber legt strenge Grenzen für den Umfang und die Regionen einer Aufstellung von Raketenabwehrsystemen fest —, die sogenannten exotischen Arten dieser Systeme nur in der stationärbodengestützten Variante existieren. Entsprechend können solche Systeme nicht

im Weltraum, in der Luft, zur See oder in der mobil-landgestützten Variante erprobt werden.

NZ. Schon nach dem Treffen Gorbatschow-Reagan strapazierte die westliche Presse erneut die alte These, die UdSSR halte sich an das Prinzip "Alles oder nichts". Auch amtliche Sprecher verwiesen darauf unter Berufung auf unser Paket der Vorschläge. Wie würden Sie solche Äußerungen kommentieren?

A. O. Die USA und übrigens auch die anderen westlichen Staaten müßten unser Paket jetzt erneut überdenken und nach Gebühr einschätzen. Unsere Vorschläge versprechen ja eine Lösung unglaublich komplizierter Probleme und ermöglichen es, den gordischen Knoten des Problems Nr. 1 — Zügelung des Wetrüstens — zu durchhauen.

Die UdSSR hat sehr ernsthafte Konzessionen

in Kauf genommen, beispielsweise in dem mir nahestehenden Bereich der strategischen Offensivwaffen. Wir nahmen die Frage der amerikanischen Mittelstreckenwaffen, die unser Territorium erreichen können, im Bestand der einzuschränkenden Rüstungen zurück.

Was die Mittelstreckenraketen angeht, so würde die UdSSR bei der Verschrottung der sowjetischen und der amerikanischen Mittelstreckenraketen in Europa das nukleare Potential Großbritanniens und Frankreichs ausklammern. Dabei hat dieses Potential sein Gewicht.

Das Paket sichert ausgewogene Kompromisse und trägt den Interessen beider Seiten gleichermaßen Rechnung. Ich will es noch einmal betonen: Unser Paket ist keine Vorbedingung. Es ist ein ausgewogener Komplex von Maßnahmen, die den Weg zu einer kernwaffenfreien Welt eröffnen.

Jene, die uns die "Alles oder nichts"-Haltung zuschreiben, wollen in Wirklichkeit, daß in Genf überhaupt nichts erreicht wird. Sie möchten das Paket in seine Bestandteile auflösen, nur Aspekte akzeptieren, die dem Westen passen, den Umstand jedoch "vergessen", daß auch wir an unsere Sicherheitsinteressen denken müssen. Eine solche Variante werden wir natürlich nicht hinnehmen.

Kompromißbereitschaft wird gefragt

NZ. Das Paket enthält auch sozusagen unsere "Null-Lösung" für Mittelstreckenraketen. Die anscheinend so nahe und mögliche Übereinkunft auf diesem Gebiet wurde durch die SDI-Position abgeblockt. Trotzdem heißt es in letzter Zeit in Westeuropa, hier sei ein Fortschritt noch am möglichsten. Ist das begründet?

A. O. Die UdSSR zeigte sich in dieser Frage höchst flexibel. Ich sagte schon, daß das französische und das britische Potential seinen hohen Stellenwert hat und übrigens weiterhin wächst. Gegen wen diese Potentiale eingesetzt werden können, ist kein Geheimnis. Beide Länder sind NATO-Bündnispartner der USA, und ihre enge Zusammenarbeit im Rahmen des Blocks ist weit bekannt.

Aber um eines Fortschritts im ganzen Komplex der Probleme willen ging die UdSSR darauf ein, das britische und das französische Potential auszuklammern und nicht einmal die Frage nach seiner Begrenzung aufzuwerfen. Das ist doch ein eindeutiger Beweis für unsere Verhandlungsbereitschaft, dafür, daß wir nach einer für alle Seiten akzeptablen Lösung suchen.

Übrigens schlägt die amerikanische Seite in der Frage der Mittelstreckenraketen neuerdings gleichsam ihr eigenes

"Paket" vor. Es hat den Anschein, als hätten die USA das Interesse an diesem Problem verloren und als ginge es ihnen jetzt vor allem um die Kurzstreckenraketen.

Da die Rede von außerordentlich weitgehenden Maßnahmen der realen Abrüstung ist, müssen sie im Komplex verwirklicht werden. Das möchte ich besonders hervorheben. Unsere Position kann keine Sackgasse schaffen, im Gegenteil, sie ebnet den Weg zu einer möglichen Vereinbarung. Auch bei den Verhandlungen gehen wir in unserer Arbeit davon aus, den Weg zum Erfolg in keinem einzigen Tagesordnungspunkt zu verbauen. Wir sind bereit, nach jeder Richtung voranzukommen.

NZ. Daß in den USA nach Reykjavik ein Zickzackkurs einsetzte, ist bekannt. Man fragte sich, was der Präsident akzeptiert habe, wie weit er bei der Annahme der sowjetischen Vorschläge gegangen sei. Hat sich das auf das Verhalten Ihrer Partner von jenseits des Verhandlungstisches ausgewirkt?

A. O. Es ist dokumentiert: Reagan nahm die völlige Vernichtung der strategischen Offensivwaffen in der konkret festgelegten Zeitspanne von zehn Jahren an. Nach dem Gipfeltreffen redeten unsere Partner mit einemmal von etwas anderem. Man sagt uns, bis zum Ende dieses Zeitraums sei man zur Beseitigung allein der Interkontinentalraketen (ICBM) bereit. Das ist etwas ganz anderes als das, was in Reykjavik vereinbart wurde.

NZ. Aber hier ein Zitat aus der "New York Times": Die Reagan-Administration habe erklärt, daß die USA von ihrem Vorschlag über die Liquidierung aller ICBM binnen 10 Jahren abrücken wollen, dieser Vorschlag werde nicht mehr akzentuiert. Was verbirgt sich dahinter Ihrer Meinung nach? Ein Anzeichen der Flexibilität?

A. O. Einstweilen haben wir es in Genf mit der amerikanischen Position zu tun, von der ich gerade eben sprach. Schauen Sie, was uns konkret vorgeschlagen wird. Erinnern wir uns zunächst an die Zahlen aus SALT II: Die USA haben etwas weniger als 600 strategische Bomber, die UdSSR hat etwa 150. Stellen wir uns vor, daß auf der ersten Etappe diese Bomber auf die Hälfte reduziert werden. Wenn aber nur die ICBM beseitigt werden, erhalten die Amerikaner sofort bedeutende Vorteile. Auf dieser Grundlage kann man nicht zu einer Vereinbarung kommen. Mit Recht sagen Sie, daß Washington von einer Abwandlung der Position, von einer "Abkehr" von der Härte spricht, auch von der Bereitschaft, den Vorschlag anzunehmen, laut dem eine Anzahl von ICBM beibehalten wird. Doch handelt es sich nicht um Flexibilität. Vielmehr um die Abkehr, um das Abschwören von Reykjavik. Dort war die Rede ja von der Liquidierung bis Ende 1996 aller strategischen Angriffssysteme, aus denen sich die Triade zusammensetzt.

NZ. Zudem verstoßen die USA gegen den SALT-II-Vertrag, den Sie erwähnt haben. Wird sich das auf die Verhandlungen auswirken?

A. O. Es ist weit leichter, ein neues Abkommen zu schließen — und darauf zielen wir ab —, wenn man auf dem schon Erreichten aufbaut, als unter Bedingungen zu handeln, da ein solcher Ausgangspunkt fehlt. Die Situation, in der verhandelt wird, ist für die Erörterung selbst von großer Bedeutung, sie kann Entscheidungen erschweren oder erleichtern. Wenn aber während der Verhandlungen Vorstöße nach allen Richtungen des Wettübens geschehen, fällt es natürlich viel schwerer, etwas zu vereinbaren. Das Wettüben überholt gleichsam die Bemühungen um eine Vereinbarung. Ich glaube, gerade von diesem Standpunkt aus sind die US-Aktivitäten zu betrachten, die über den SALT-II-Rahmen hinausgehen. Eben deshalb sagen wir, daß ihre Manöver die Verhandlungen stören und zusätzliche Hindernisse bereiten.

NZ. Verweilen wir jetzt unmittelbar bei den Verhandlungen über die Begrenzung der Kern- und Weltraumwaffen. Wie ist das Verfahren, wer gehört zu den Gruppen?

A. O. Ziele und Gegenstand der Verhandlungen wurden, wie Sie sich gewiß erinnern, im Januar 1985 vom Außenminister der UdSSR und seinem amerikanischen Amtskollegen vereinbart — ein Wettüben im Weltraum zu verhindern und es auf der Erde zu beenden. Damals entstand auch die organisatorische Struktur: Es wurden drei Gruppen für die Verhandlungsrichtungen geschaffen. Die erste prüft die Fragen der Weltraumwaffen, die zweite beschäftigt sich mit strategischen Offensivwaffen, die dritte mit Mittelstreckenraketen. Die Vertreter der Gruppen halten Sitzungen ab — jene Plenarsitzungen, über die die Zeitungen nur wenige Zeilen zu verlieren pflegen.

Auf der Suche nach den Berührungspunkten

NZ. Wie gehen die Verhandlungen vor sich? Sind es hitzige Diskussionen, stürmische Debatten? Oder nur ein trockener Austausch von Zahlen, Auskünften, Limits und Sublimis?

A. O. Die Formen unserer Arbeit bildeten sich allmählich heraus und sind ein Ergebnis der gegenseitigen Erfahrungen. Sehr wichtig sind die Sitzungen, bei denen beide Delegationen in corpore erscheinen oder die nach Gruppen abgehalten werden. Das geschieht abwechselnd in der sowjetischen und der amerikanischen Mission. Die Seiten tauschen Erklärungen zu der einen oder anderen Frage, die sie zu gegebener Zeit anzusprechen wünschen, aus. Dann gehen die Delegationschefs und die Gruppenleiter zu den Gesprächen nach der Sitzung über, bei denen weiter diskutiert wird. Die Experten treffen sich gesondert.

Die Diskussionen sind sowohl "hitzig"

als auch "cool". Wir streben vor allem sachliche Diskussionen an, denn wir müssen ja eine Vereinbarung erzielen. Es ist meine tiefe Überzeugung: Das Wichtigste sind nicht unnötige Streitereien, nicht der Wunsch, einander zu übertönen, sondern die Suche nach Berührungspunkten, die Ausarbeitung einer gemeinsamen Betrachtungsweise, die eine Lösung fördert.

Nach Reykjavik haben unsere Partner leider noch keine konstruktiven Schritte getan, um die Sache voranzubringen. Dabei gehören zu Vereinbarungen schließlich beide Seiten.

NZ. Wie glauben Sie, rein menschlich: Wollen Ihre Partner in Genf einen Erfolg?

A. O. Beteuerungen dieses Sinnes hören wir mehr als nur einmal. Ich möchte glauben, daß sie aufrichtig sind und den persönlichen Wünschen jener entsprechen, denen wir seit fast zwei Jahren am Verhandlungstisch gegenüber sitzen. Der Haken ist aber die amtliche Position, die unsere Kollegen vertreten.

NZ. Sagen Sie bitte, ist die Arbeit nach Reykjavik leichter oder schwieriger?

A. O. Unsere Verhandlungen dauerten nach dem Gipfel in Island genau einen Monat. Die USA brachten ihre Vorschläge zu allen drei Tagesordnungspunkten ein. Leider streben sie nicht einen Fortschritt, sondern eine Abkehr von Reykjavik an.

Am 7. November unterbreitete die UdSSR ihre Vorschläge. Sie fassen die positiven Erfahrungen des isländischen Treffens zusammen und schaffen die Basis für ein Vorankommen.

NZ. Wie reagierten die Amerikaner auf diese Vorschläge?

A. O. Einige Tage später ging die Runde zu Ende, und wir konnten nur einzelne Bemerkungen — eigentlich noch Vorbemerkungen — austauschen. Nichts Positives amerikanischerseits erbrachte auch das Arbeitstreffen zwischen den Leitern der Gruppen bei den Verhandlungen, das Anfang Dezember in Genf stattfand. Natürlich wäre es wünschenswert, daß zu Beginn der nächsten Runde — er ist auf 15. Januar festgesetzt — unsere Partner mit konstruktiven Positionen kommen und helfen, die Hindernisse zu beseitigen.

NZ. Demnach sind Sie doch Optimist?

A. O. Natürlich. Dazu sind die Probleme, die wir am Verhandlungstisch zu lösen haben, viel zu schwierig. Aber in Reykjavik konnten dank der flexiblen Haltung der sowjetischen Führung Vereinbarungen erzielt werden, die für das Vorankommen zu einer kernwaffenfreien Welt von revolutionärer Bedeutung sind. Daher mein Optimismus. Eine weitere Quelle, die ihn speist, sind die mit den sowjetischen Vorschlägen übereinstimmenden Forderungen von Millionen Erdbewohnern, die Gefahr eines Nuklearkrieges für alle Zeiten zu bannen. Die Stimme der Millionen ist nicht zu überhören, die Bewegung gegen den Krieg wird eine immer größere Rolle spielen und nicht zu übersehen sein.

AFGHANISTAN

Alle brauchen Frieden

● DIE DVPA, DER REVOLUTIONSRAT UND DIE REGIERUNG DER DRA SCHLAGEN VOR, DAS FEUER EINZUSTELLEN UND DEN PROZESS DER VERSÖHNUNG, DER NATIONALEN WIEDERGEURT ZU BEGINNEN.

Jahrhundertlang dachten die Menschen an drei einfache Dinge: an Behausung, Kleidung und Essen. Was aber zwingt ihnen der nichterklärte Krieg in Afghanistan auf? Statt Essen Kugeln, statt einer Behausung ein Grab, statt Kleidung ein Totengewand.

So kennzeichnete der Generalsekretär des ZK der DVPA, Najib, auf einer Sitzung des Revolutionsrates der DRA am 3. Januar, bei der die Erklärung "Über nationale Versöhnung in Afghanistan" erörtert und bestätigt wurde, die Folgen des Krieges für das afghanische Volk.

Der Prozeß der Versöhnung ist etwas Kompliziertes, das Geduld, Ausdauer und gegenseitige Zugeständnisse verlangt. Es geht um die Versöhnung mit allen bewaffneten Formierungen im Lande, die gegen die Regierung der DR Afghanistan kämpfen. Die DVPA und die Regierung, die einen so ersten und verantwortungsvollen Schritt tun, demonstrieren ihre Fürsorge für das ganze afghanische Volk, die jetzige und künftige Generationen. Bereits heute nehmen an den Verhandlungen mit den Organen der Volksmacht 417 bewaffnete Formierungen mit insgesamt 37 000 Mann teil. Die Debatten dauern viele Stunden, bisweilen auch Tage. Nicht immer enden sie erfolgreich.

Die Revolutionsregierung ist zur Versöhnung auch mit jenen ihrer Gegner bereit, die



"Wir haben Glück mit dir: Ich habe das Jahr des Friedens endlich hinter mir, du aber weißt, wo du das Jahr des Wohnraums begehen kannst!"

Zeichnung: W. Arssenjew

Haftstrafen verbüßen. In nächster Zeit sollen sie freigelassen werden. Die Erklärung des Revolutionsrates ruft zur Versöhnung und zur Rückkehr aller Afghanen, die in der Fremde leben, auf. Sie werden aufgefordert, sich in den Aufbau eines neuen Lebens in der Heimat einzureihen. Beim Ministerrat der DR Afghanistan wurde ein Sonderamt für deren Aufnahme und Unterbringung eingerichtet. Von der nationalen Versöhnung werden die islamischen Organisationen, andere politische Gruppierungen und die Führer der bewaffneten Formierungen, die im Ausland agieren, nicht ausge-

nommen. Auch die Möglichkeit der Bildung einer Koalitionsregierung unter Beteiligung oppositioneller politischer Kräfte, die einen Kompromiß mit der Volksmacht eingehen können, sowie mit namhaften Vertretern früherer Regimes, mit "islamischen Parteien", die einen unabhängigen Kurs zu verfolgen gedenken, wird nicht ausgeschlossen.

Verständlicherweise braucht die Verwirklichung der Politik der Versöhnung Zeit, die Schaffung günstiger Voraussetzungen. Der Revolutionsrat, heißt es in der Erklärung, verkündet feierlich, daß am 15. Januar d. J. den entsprechen-

den Organen der DRA folgende Anweisungen gegeben werden: das Feuer aller Waffenarten einzustellen und die Durchführung von Operationen zu stoppen; die Truppen in ihre ständigen Dislozierungspunkte zurückzuführen; die Artillerie- und die Luftangriffe auf den Gegner einzustellen, wenn dieser keine Gefahr für die Zivilbevölkerung darstellt; die Streitkräfte haben sich auf den Schutz der Staatsgrenze, staatlicher und militärischer Objekte sowie die Erfüllung anderer, zutiefst defensiver und wirtschaftlicher Aufgaben zu beschränken.

Der Waffenstillstand gilt bis

zum 15. Juli 1987, wenn sich die gegnerische Seite ihm anschließt. Im Falle seiner Einhaltung durch beide Seiten kann der Waffenstillstand verlängert werden.

Der Waffenstillstand kann kein einseitiger Schritt sein. Als Antwort auf ihre Friedensschritte erwartet die Revolutionsregierung von den militärischen Formierungen die Einstellung der Beschließung der Städte, Dörfer, Betriebe, Truppenteile und des Luftverkehrs, die Beendigung der Einschleusung und Lagerung von Waffen und Munition auf DRA-Territorium, der Verminderung der Straßen, ein Ende der Terroranschläge und der Divergenzakte.

Bei Erreichung einer nationalen Versöhnung und der Erklärung eines Dorfes, eines Kreises oder einer Provinz zur Friedenszone verpflichten sich der Revolutionsrat und die Regierung der DRA, der Bevölkerung dieser Zonen konkrete staatliche Rechte zu gewähren, darunter die demokratische Organisation der örtlichen Macht- und Leitungsorgane.

Die Oberste außerordentliche Kommission für nationale Versöhnung hat ihre Arbeit in Kabul aufgenommen. Sie hat 277 Mitglieder, Vertreter verschiedener Bevölke-

rungsschichten, darunter namhafte religiöse Würdenträger, ehemalige Abgeordnete und Senatoren, die Führer von Stämmen und Völkern aus allen Provinzen der DRA. Die Vollmachten und die Zusammensetzung der lokal zu bildenden außerordentlichen Kommissionen für nationale Versöhnung wurden festgelegt.

Die Oberste außerordentliche Kommission richtete Botschaften an die führenden Repräsentanten des Iran, Pakistans, der VR China, Indiens, an UNO-Generalsekretär Pérez de Cuellar, an die Völker der UNO-Mitgliedsländer, an den Vorsitzenden der Bewegung der Nichtpaktgebundenen, Robert Mugabe, und an die Teilnehmerländer der Bewegung, an die Islamische Konferenz. In den Botschaften werden die Idee und Ziele der Politik der nationalen Versöhnung in Afghanistan erläutert.

Jetzt haben jene, die immer noch eine Beilegung des Konflikts verhindern, das Wort. Sie müssen die Lage real einschätzen, sowohl ihre Interessen als auch die der Nation abwägen. Nur dann lassen sich die bestehenden Probleme erfolgreich lösen, nur dann wird Frieden in jedes Haus kommen.

L. MIRONOW

FRANKREICH

Konsens nur Wunschtraum

● WARUM JETZT? WARUM MIT SOLCHER KRAFT? JÄH HABEN DIE SOZIALEN SPANNUNGEN ZUGENOMMEN.

Noch vor einigen Wochen hätten oberflächliche Beobachter meinen können: Die "Kohabitation" der im März v. J. an die Macht gekommenen Koalitionsregierung der Parteien des Großkapitals mit dem sozialistischen Präsidenten habe zur Versöhnung aller Franzosen geführt, und der nationale Konsens triumphierte.

Dem Kabinett Jacques Chirac schien alles von der Hand zu gehen: die Reprivatisierung der größten Betriebe; finanzielle Privilegien für die raffigiebigsten Kapitalisten; eine "flexible" Arbeitswoche, da sich der Arbeiter nur demütig mit der Entscheidung des Unternehmers, wie viele Stunden er zu arbeiten und folglich zu

verdienen habe, abfinden muß; die Entlassung von Gewerkschaftsaktivisten aus Betrieben des staatlichen Sektors; die rassistische Willkür, wenn ausländische Arbeiter ohne Pardon und Erklärungen aus Frankreich ausgewiesen wurden; der Polizeiterror gegen die Jugend...

Der Liberalismus — Modernismus — Reaganismus "made in France" trat im Galopp seinen Siegeszug an. Und im gleichen Rhythmus stieg die Arbeitslosigkeit. Der Zorn der Menschen, denen man die Zukunft geraubt hatte, nahm immer mehr zu.

...Eine Woche vor den Weihnachtsferien begannen die französischen Eisenbahner ihren Ausstand. Das war eine schwere Entscheidung: Vielen Menschen verdarben sie das Fest, machten so manches Wiedersehen mit Angehörigen oder einen Winterurlaub unmöglich... Doch das war auch eine strategisch kluge Entscheidung: Alle wurden dadurch berührt, und so konnte die Aufmerksamkeit des ganzen Landes auf die Lebensprobleme einer der fortschrittlichsten und für die Gesellschaft notwendigsten Gruppen des Proletariats gelenkt werden. Die Zugführer der

Verantwortungsmission

● ENDE LETZTEN JAHRES ERHIELTEN DIE TEILNEHMER DER "GROSSEN FRIEDENSMISSION", ZU DER SICH VERSCHIEDENE FRIEDENSORGANISATIONEN IN STOCKHOLM ZUSAMMENFANDEN, EIN ANTWORTSCHRIBEN MICHAEL GORBATSCHOWS AUF IHREN RUNDBRIEF.

Der frühere schwedische Premierminister Olof Palme hatte am 12. Mai 1985 auf einer Friedenskundgebung in Stockholm gesagt: "Wenn ein Atomkrieg ausbricht, stirbt alles Leben auf dieser Erde und die menschliche Zivilisation verschwindet. Heutzutage kann Sicherheit nicht durch neue

Waffenarten garantiert werden. Sicherheit für alle ist der einzige Weg." Diese Kundgebung leitete die "Große Friedensmission" ein. Mehrere schwedische Frauen- und Friedensorganisationen traten als Initiatoren auf. Botschafterin Inga Thorsson, in Schweden als Politikerin bekannt, und seinerzeit Leiterin der schwedischen Delegation beim UN-Abüstungsausschuß in Genf, steht der "Großen Friedensmission" vor. Diese hatte Rundschreiben mit Fragen zu den Hauptaspekten der Gegenwart an die Regierungen der UNO-Mitgliedsländer gesandt.

"Die Idee zu dieser Umfrage entstand auf dem Frie-

demsmarsch 82, Stockholm—Helsinki—Moskau—Minsk", erzählt Inga. "Wir haben Fragen formuliert und einen Aktionsplan entworfen. Unser Ausgangspunkt war die Präambel der UNO-Satzung: Wir, die Völker der Vereinten Nationen, sind zutiefst entschlossen, kommende Generationen vor der Katastrophe eines Krieges zu bewahren... gemeinsam und in Frieden miteinander zu leben, wie gute Nachbarn. Achten Sie mal darauf: Wir, die Völker heißt es, und nicht: die Regierungen. Das bedeutet, daß die Staatsvertreter in der UNO im Namen und im Auftrag ihrer Völker handeln müssen. Die Völker haben immer das Recht, ihre Regierungen zu fragen, was sie eigentlich in der UNO machen.

Sind die Regierungen überall

bereit, ihre militärischen Aktivitäten zu vermindern, alle auftretenden militärischen Konflikte mit friedlichen Mitteln zu lösen, wissenschaftlich-technische Errungenschaften zum Wohl der Völker der Welt einzusetzen, und jedem Volk das Recht zu garantieren, über seine Rohstoffe zu verfügen, damit es seine elementaren Lebensbedürfnisse befriedigen kann? Wir haben um schriftliche und persönlich unterschriebene Antworten gebeten."

Während ich mich mit Inga in ihrer Wohnung in einem südlichen Vorort Stockholms unterhalte, liegt eine dieser Antworten mit der deutlichen Unterschrift "M. Gorbatschow" vor uns.

"Schwedische Friedensorganisationen, kirchliche Gruppen und die Gewerkschaften haben



Unter den Dächern von Paris... "Wir leben mit einem 20 Monate alten Kind auf der Straße. Wir hungern, danke für die milde Gabe"

Foto aus der Wochenschrift "Revolution" (Frankreich)

hypermodernen Züge, auf die Frankreich so stolz ist, erhoben sich gegen die sorgfältig geplanten Aktionen der Regierung, die eine Senkung des Lebensstandards der Werktätigen nach sich ziehen, gegen die verschärfte Ausbeutung unter den mit Hinblick auf die

Sicherheit unzulässigen Arbeitsbedingungen. Der Streik war nicht nur eine Aktion zur Verteidigung der Interessen und Rechte der Eisenbahner, sondern demonstrierte auch die hohe Verantwortung für das Schicksal der gesamten Volkswirtschaft, des ganzen

Landes. Ebendeshalb gingen die Hoffnungen der Regierung, die sich weigerte, den Forderungen der Streikenden nachzukommen, nicht in Erfüllung. Auch heuchlerische Demagogie fruchtete nicht. Verkehrsminister Douffiaques rief "alle, die Arbeit haben", zur "Solidarität mit jenen, die sie nicht haben", auf. Als würde das Geld, das an der schweren Arbeit der Eisenbahner, von denen viele bereits arbeitslos wurden, eingespart werden sollte, für die Schaffung von 2,5 Millionen Arbeitsplätzen reichen — so viele Erwerbslose gibt es heute offiziellen Angaben nach in Frankreich.

Der Streik, der alle Rekorde brach, hielt auch im Januar weiter an. Gleichzeitig traten die Seeleute der Handelsflotte und die Docker in allen Häfen Frankreichs — am Mittelmeer, an der Nordsee und am Atlantik — in den Ausstand.

Aus Solidarität mit den Eisenbahnern legte auch das Personal der Pariser Metro die Arbeit nieder. Anfang des Jahres traten die Beschäftigten der Staatskonzerne Electricité de France und Gaz de France in den Ausstand. Frankreich, das von dem Streik der Eisenbahner gelähmt ist, läuft nun auch noch

Gefahr, in Dunkelheit und Kälte zu versinken.

In der französischen Staatskasse gibt es mehr als genug Mittel, um die Grundbedürfnisse der Werktätigen zu befriedigen. Die Meinung ist weit verbreitet, daß, wenn man an dem in diesem Jahr stark angehobenen Militärbudget, der für die Finanzierung vor allem der Nukleartreitmacht bestimmt ist, zumindest kleine Streichungen vornehmen und diese Gelder in die Schaffung neuer Arbeitsplätze, in die Subventionierung der eine tiefe Krise durchmachenden Volkswirtschaft stecken würde, das Leben in Frankreich viel leichter würde. Doch es gibt auch einen anderen Weg. In Frankreich zahlen alle Steuern. Doch zehn Prozent der Steuerzahler verfügen über 60 Prozent des Nationaleinkommens. Und gerade dieser prosperierenden Ausbeuterminderheit hat die Regierung Bedingungen geschaffen, unter denen die Reichen proportional weit geringere Steuern zahlen als die Arbeiter.

Eine gerechte Umverteilung des nationalen Reichtums wird es natürlich nicht geben. Nicht dies ist der Auftrag der jetzigen Regierung, nicht dies ist die ihr von den "zehn Prozent" übertragene Mission.

uns aktiv unterstützt", erzählte Inga weiter, "so entstand eigentlich eine neue Form der Friedensbewegung. Ihre Wurzeln liegen in Schweden, sicher, aber inzwischen hat sie die ganze Erdkugel umfaßt. Unsere Abgesandten reisten durch 27 Länder Europas und übergaben unsere Umfrage.

Wir beschlossen, der UdSSR und den Vereinigten Staaten die Fragen nach Abschluß aller anderen Sendefahrten gleichzeitig zu überreichen. Die europäischen Staaten haben fast alle geantwortet. Nur aus drei Hauptstädten, Paris, London und Bonn, haben wir noch nichts gehört. Nach Europa waren Asien, Afrika, Lateinamerika und andere Regionen unseres Planeten an der Reihe. Im Herbst 1986 ver-

teilten sich unsere Friedensboten in alle Himmelsrichtungen. Wir konnten sicherlich nicht alle Mitgliedsstaaten der UNO besuchen, aber in 120 Ländern waren wir. Antworten treffen immer noch ein. So geht der Dialog weiter."

"Wann haben Sie Ihre Fragen der Sowjetunion und den Vereinigten Staaten übergeben?"

"Am 5. Dezember 1986. In Moskau unterhielt sich Wadim Sagladin ausführlich mit unserer Delegation, etwa zwei Stunden lang. Er versprach uns, daß wir auf alle Fragen eine Antwort erhalten. Dafür wurden unsere Abgesandten in Washington von irgendeinem kleinen Beamten mit leeren Floskeln abgespeist."

"Wie sehen Ihre Pläne aus?"

"Die wichtigste Aufgabe der

nächsten Zukunft heißt: neue Formen finden, damit die Große Friedensmission politisch gestärkt wird. Wir setzen uns demnächst zusammen und diskutieren das.

Wir wissen, wie notwendig konkrete Schritte im Bereich der Abrüstung sind: eine Einstellung der Nukleartests, ein Verbot zunächst atomarer, dann auch chemischer Massenvernichtungswaffen und die drastische Reduzierung ihrer Bestände. Leider weigert sich die Regierung Reagan hartnäckig, Nukleartests zu verbieten. Sie antwortet auch nicht auf die Initiative der Staats- und Regierungschefs der fünf Kontinente. Deshalb halte ich neue, wirksame Formen unserer Arbeit für erforderlich.

Ich bin sehr froh über die

Antwort des Generalsekretärs Gorbatschow auf unseren Brief. Besonders seine Bemerkungen über den Vorrang gemeinsamer menschlicher Werte, über die aktuelle Bedeutung einer neuen Denkweise und eines neuen Herangehens an die Realitäten unseres Jahrhunderts haben mich gefreut. Als ich Anfang Dezember in Moskau war, habe ich mir die Reden Michail Gorbatschows in Indien durchgelesen. Hier hat er den Begriff einer neuen politischen Denkweise für den Sicherheitsbereich konkretisiert. Was Ihr Chef da sagt, deckt sich genau mit unseren Vorstellungen."

D. POGORSHELSKI

NZ-Sonderkorrespondent

Stockholm

Doch diese Mission zu erfüllen, wird immer schwerer. Anfangs zwangen die Studenten die Regierung zum Rückzug, dazu, den Entwurf der antidemokratischen Hochschulreform zurückzunehmen. Dann holten sich die Bauern, die Journalisten von AFP das Ihre... Jetzt ist die Regierung völlig in der Defensive angesichts der unterschiedlichen Aktionen der Arbeiterklasse. "Wie war es möglich, daß eine ganz neue und so selbstbewußte Regierung derart schnell und weitgehend destabilisiert werden konnte?", fragte die allwissende "Monde", ohne eine Antwort zu wissen. Der Grund ist offenbar, daß in unserer Epoche der Einfluß der Bourgeoisie nicht unantastbar und sie nicht allmächtig ist, daß es einen "Klassenfrieden" zu den Bedingungen, die die Bourgeoisie diktiert, nicht geben kann. Ein Konsens bleibt ein Wunschtraum.

V. ZOPPI

JAPAN

Obergrenze gesprengt

● TOKIO GAB BEKANNT, DASS ES VON EINEM SEIT 1976 GELTENDEN GRUNDPRINZIP DER REGIERUNGSPOLITIK ABGEHT, DEM ZUFOLGE DIE RÜSTUNGSAUSGABEN 1 PROZENT DES BRUTTO-SOZIALPRODUKTS (BSP) NICHT ÜBERSTIEGEN DÜRFEN

Auf einer Sondersitzung des Nationalen Sicherheitsrates unter Vorsitz von Ministerpräsidenten Yasuhiro Nakasone wurde beschlossen, im Finanzjahr 1987 für das Nationale Verteidigungsamt 3,52 Billionen Yen (22 Md. Dollar) bereitzustellen — 5,2 Prozent mehr als im Vorjahr. Insgesamt wurde die Obergrenze der Rüstungsausgaben um 0,004 Prozent überschritten.

Die Entscheidung des Kabinetts Nakasone kam nicht uner-

wartet. Im ganzen Jahr 1986 hatten Vertreter der herrschenden Kreise die Öffentlichkeit darauf vorbereitet. Bereits vor den Juli-Wahlen, bei denen die LDP eine solide Mehrheit in beiden Parlamentskammern errang, erklärte Nakasone seine Bereitschaft, für einen solchen Beschluß "jegliche Verantwortung zu übernehmen". In der zweiten Jahreshälfte spürte die Regierung, daß es der Opposition bei ihrer heutigen Stärke schwerfallen dürfte, den Versuch zu verhindern, einen die Obergrenze übersteigenden Rüstungshaushalt im Parlament durchzudrücken, und begann die Beseitigung des "Erbes der Zeit des erzwungenen Gleichgewichts zwischen den Konservativen und den Reformisten" zu verlangen.

Die Voraussetzungen für die "Neujahrsüberraschung" waren schon im September v.J. bei der Bestätigung des Rüstungsprogramms für die Finanzjahre 1986–1990 (Kosten: 18,4 Billionen Yen = 92 Md. Dollar) geschaffen worden. Im Vergleich zu dem für diese fünf Jahre prognostizierten BSP betrug der Zuwachs 1,038 Prozent. Es wurde bereits deutlich, daß die LDP das 1-Prozent-Prinzip zu verletzen gedenkt.

US-Verteidigungsminister Caspar Weinberger würdigte Tokios Anstrengungen wie folgt: "Wir begrüßen diesen Beschluß mit großer Genugtuung... Eine solche Anhebung der Verteidigungsausgaben zeugt davon, daß Ministerpräsident Nakasone und Verteidigungsminister Kurihara ihre Verpflichtung, die Verteidigung Japans zu stärken, mehr als erfüllen."

Im Ausland ruft die Aufhebung der 1-Prozent-Beschränkung nur Besorgnis und Kritik hervor. Seine Beunruhigung bekundete offiziell das Außenministerium der VR-China. Beunruhigt sind die Länder Südostasiens. Ja, und auch in Japan selbst löste der Beschluß trotz aller Winkelzüge der Regierung einen Sturm der Enttäuschung aus. Der Haushaltsentwurf muß im Parlament erörtert werden. Die Opposition wird ihm entschieden Widerstand entgegenzusetzen.

W. OWSJANNIKOW

PAKISTAN

Nach dem Blutbad

● STAMMESZUSAMMENSTÖSSE IN KARATSCHI. RÜCKTRITT DER REGIERUNG.

Die offizielle Version: Die Regierung hat es nicht geschafft — die Regierung geht! Ja, die Demokratie... Doch selbst orientalische Wunder, formelle Umbesetzung und die tragischen Geschehnisse in Karatschi zeugen keineswegs von Demokratie.

Die Unruhen in der 7-Millionen-Stadt Karatschi, dem größten Seehafen und Luftverkehrszentrum des Landes, brachen Mitte Dezember aus. Meldungen zufolge nahmen Armee und Polizei eine Razzia in einem überwiegend von Paschturen bewohnten Vorort Karatschis, Sohrab Goth, vor. Dabei sollten, wie es hieß, Rauschgift- und Waffenlager vernichtet werden. Die Paschturen aber rächten sich an ihren Nachbarn, Einwanderern aus Indien — Muhajiren und Biharen. Die Stammeszusammenstöße, die zu wahren Straßenkämpfen eskalierten, dauerten einige Tage, erfaßten einige Stadtbezirke Karatschis. Tausende pakistanischer Soldaten, unterstützt von Marine-Einheiten, hielten mit Mühe und Not die Kontrolle über die Stadt. An die 200 Menschen starben.

Zweifelssohne ist der Stammeshader in Pakistan stark. Doch das Blutbad in Karatschi hat auch andere Gründe. Seit Beginn der 80er Jahre ist diese Stadt bekannt als Hauptumschlagpunkt von pakistanischem Heroin nach Westeuropa und in die USA. Die Namen der Bosse der Heroinmafia sind, wie die Wochenschrift "Mag" schreibt, bekannt. Doch in das Geschäft sind viele hochrangige Vertreter der pakistanischen Gesellschaft verwickelt. Korruption hat die Justizorgane Karatschis zerfressen. Mehr noch: Mit Heroinhandel befassen sich intensiv afghanische Konterrevolutionäre, die in Pakistan

einen besonderen Status besitzen.

Nichtsdestoweniger müssen die Behörden von Zeit zu Zeit gegen den Heroin-Strom "Maßnahmen ergreifen" — doch das geschieht nur halbherzig. Erinnern wir uns, wie in der grenznahen Nordwestprovinz die Erschießungen von Paschturen, die gegen die antiafghanischen Aktivitäten protestierten, als Kampf gegen das Rauschgift ausgegeben wurden. Und außerdem ist der arme Vorort Sohrab Goth nicht Domizil der Heroinbosse. Nur setzte man Armeetruppen und -bulldozer eben dort ein, wo es bequemer und ruhiger war. Sohrab Goth wurde zum Sündenbock gestempelt, wobei man den anschließenden Ausbruch der Gewalt nicht vorhersah. Oder hatte man nur deren Ausmaß nicht in Rechnung gestellt?

Diesmal wurden auch die in Karatschi lebenden Afghanen Objekt von Repressalien. Man begann, sie aus der Stadt auszusiedeln. Die pakistanischen Behörden, beunruhigt über die Unzufriedenheit der Bevölkerung und die Zunahme der Kriminalität, hatten schon früher zu ähnlichen Schritten gegriffen — z. B. im von Duschmanen überfüllten Peschawar. Doch diesmal ohne Erfolg.

Ja, das Blutbad in Karatschi ist hinreichender Anlaß für den Rücktritt des Kabinetts. Doch das war nur ein Vorwand. "In letzter Zeit", schreibt der Londoner "Guardian", "wurde die Regierung mit einigen ersten Finanzskandalen konfrontiert." Die skandalbekleckerten Minister wollten man gentlemanlike loswerden: Man feuerte sie nicht, sondern ließ das Kabinett geschlossen zurücktreten, wobei die Vorgänge in Karatschi als Anlaß dienten. Kein Wunder, daß die Regierungsumbildung die Schlüsselressorts nicht berührte. Sechs Minister behielten ihr Amt, darunter der Innenminister, der, wie man denken könnte, unmittelbar für das Geschehen verantwortlich ist... Der Januar hat in Karatschi mit neuen Unruhen begonnen. Die Polizei knüpelt die Demonstrationen der Muhajiren, die gegen die Verhaftung ihres Führers protestieren, nieder...

J. LWOW

Erneuerung

Wenn die Vietnamesen über den VI. Parteitag der KPV sprechen, ist oft von der Erneuerung die Rede

Von unserem Sonderkorrespondenten
Wladimir SHITOMIRSKI

Bei den vorbereitenden Konferenzen zum Parteitag und auf diesem selbst sind die Erfolge und Fehlschläge nüchtern beurteilt und ist hervorgehoben worden, daß die Beschlüsse des XXVII. Parteitags der KPdSU und die Orientierung der sowjetischen Gesellschaft auf Beschleunigung den Kommunisten Vietnams ein Ansporn sind.

Fazit und Ausblick

"In den vergangenen Jahren haben wir beim sozialistischen Aufbau und bei der Verteidigung des Heimatlandes ansehnliche Erfolge erzielt", sagte Nguyen Van Linh, als er das höchste Forum der Kommunisten der SR Vietnam eröffnete. Er wurde auf dem ersten Plenum des ZK der KPV zum Generalsekretär gewählt. "In vielen Landesgebieten zeigen sich vielversprechende Keime des Neuen, Muster einer gekonnten Wirtschaftsleitung und ganze Belegschaften von Stoßarbeitern. Diese Leistungen dürfen uns aber nicht den Blick für die Schattenseiten der jetzigen Situation trüben, namentlich im wirtschaftlichen und sozialen Bereich, ebenso wenig wie für die nachteiligen Erscheinungen in anderen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens. Mit solchen können sich die Partei und das Volk nicht abfinden. Um Abhilfe zu schaffen, muß der VI. Parteitag einen Umstellungsprozeß im Denken der Partei, eine Erneuerung des Arbeitsstils, der organisatorischen Struktur und der Kader einleiten."

Die Tonart der Eröffnungsansprache wurde auf dem ganzen Parteitag durchgehalten. Wie im politischen Bericht des ZK der KPV hervorgehoben wurde, ist in der Agrar- und Industrieproduktion ein Fortschritt erzielt und der Rückgang von 1979/80 überwunden worden. Die sozialistischen Umgestaltungen sind vorangekommen, im Süden des Landes sind die meisten Bauern zur kollektiven Wirtschaftsführung übergegangen. Volk und Armee haben bei der Landesverteidigung große Siege davongetragen und bei der Gewährleistung der politischen Sicherheit viel erreicht. Im Bericht galt aber das besondere Augenmerk nicht dem

Erreichten, sondern den ungelösten Problemen. Fehler wurden ohne Umschweife bloßgelegt. Auch wurde im Bericht festgestellt, daß die vom V. Parteitag der KPV gesteckten Ziele nicht erreicht worden sind. Und weiter: "Jetzt müssen zwei Tendenzen überwunden werden: einerseits der Konservatismus, die Lässigkeit und das Widerstreben, sich umzustellen, andererseits die Hast, das zu simple Herangehen an unsere Aufgaben und der Drang, alle Fragen mit einem Schlage und im Handumdrehen zu erledigen." Erst nachdem diese Hindernisse überwunden sind, kann man eine allseitige Stabilisierung der sozialen und wirtschaftlichen Lage erreichen und die notwendigen Voraussetzungen für die Beschleunigung der sozialistischen Industrialisierung in der nächsten Phase schaffen, d. h. das vom VI. Parteitag



Beim Wasserbau beschäftigt, verstehen Bui Ngoc Hoan und Nagim Sari-pow einander fast ohne Worte.

gesteckte Gesamtziel erreichen, das Land bis zur Vollendung des Anfangsstadiums des sozialistischen Aufbaus fortzuentwickeln.

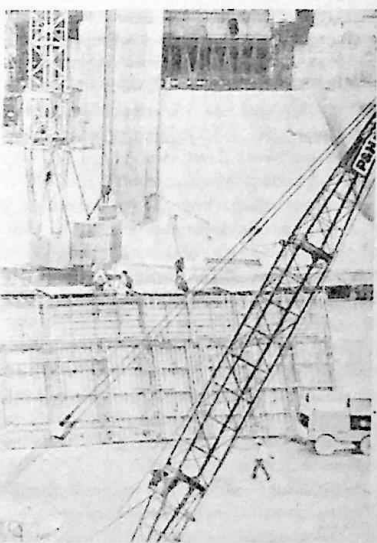
In der Parteitage resolution heißt es, daß die Partei aus der Praxis der früheren Jahre wertvolle Erfahrungen gewonnen hat. Besonders wichtig sind folgende Lehren:

Erstens muß die Partei in ihrer gesamten Tätigkeit stets daran denken, daß "das Volk die Grundlage ist". Sie muß das Recht der Werktätigen auf kollektive Wirtschaftsführung festlegen und ausbauen; zweitens muß sie stets von der Praxis ausgehen, die objektiven Gesetzmäßigkeiten respektieren und nach ihnen handeln; drittens muß sie es verstehen, die Macht des Volkes mit der Macht der Epoche unter den neuen Verhältnissen miteinander zu verschmelzen; viertens muß dafür gesorgt werden, daß die Partei gewachsen ist, das Volk im Prozeß der sozialistischen Revolution anzuführen.

Von den Realitäten ausgehend, hat der Parteitag der KPV als Schwerpunkt des Plans für 1986-1990 3 Wirtschaftsprogramme aufgestellt: für Nahrungsmittel, für Gebrauchsgüter und für Exporterzeugnisse. Auch sind genaue Wege zu ihrer Erfüllung abgesteckt worden. Für das Ende des Planjahres ist die Erzeugung von 22-23 Mio t Nahrungsmitteln (in Reis gerechnet) vorgemerkt, im Jahresdurchschnitt ein Zuwachs an Gebrauchsgütern um 13-15 Prozent, und der Export soll um 70 Prozent umfangreicher als im vorigen Planjahr sein.

Der Chefdelegierte der KPdSU, Jegor Ligatschow, sprach die Überzeugung der sowjetischen Kommunisten aus, daß die realistischen Parteitagebeschlüsse die SRV auf ein neues politisches und wirtschaftliches Entwicklungsniveau heben werden. Er sagte: "Unsere vietnamesischen Freunde können fest auf die Hilfe der Sowjetunion rechnen." Die vietnamesischen Kommunisten ihrerseits betonten auf ihrem Parteitag, daß der engere Zusammenschluß und die allseitige Zu-

Tri An. Bald werden viele südliche Provinzen von hier Strom erhalten.



sammenarbeit mit der Sowjetunion der tragende Pfeiler der Außenpolitik der KPV und des vietnamesischen Staates sind.

Von Hoa Binh bis Tien Giang

Das Thema der Zusammenarbeit und der Unterstützung unseres Landes bei der wirtschaftlichen Konsolidierung der SRV kam schon auf der Reise aus Moskau nach Hanoi ins Gespräch. Unter den Fluggästen des 350-sitzigen Jumbojets waren größtenteils vietnamesische junge Männer und Mädchen, die in Betrieben der UdSSR verschiedene Berufe erlernen und auf Urlaub nach Haus reisten. Viele sprachen recht gut russisch. Der 24-jährige Do Minh Ha erzählte, er arbeite im sibirischen Leninsk-Kusnezsk in einem Betrieb für Eisenbetonkonstruktionen. Der Winter sei natürlich kalt, sagt er, aber das sei ja nicht die Hauptsache. Er habe viele Freunde, und die Arbeit sei interessant. Was er im Urlaub machen will? In Hai Hu, seiner Vaterstadt, erwartet ihn seine Braut, eine Schullehrerin. Da sei bestimmt schon alles zur Hochzeit vorbereitet.

Nikolai Mironow kehrte aus dem Urlaub nach Vietnam zurück. Er hat schon an so manchem Wasserkraftwerk mitgebaut. Jetzt arbeitet er am Hoa Binh nicht weit von Hanoi, wo mit Hilfe der UdSSR ein mächtiger Wasserbaukomplex errichtet wird. "Kommen Sie doch hin, das müssen Sie sich ansehen!"

Bei der ersten Gelegenheit kam ich der Einladung nach. In der Tat, der Baukomplex am Schwarzen Strom ist imposant, nicht so sehr im Umfang wie darin, daß er sehr kompakt ist. Beim Aufstellen der Projekte für den größten Wasserbau Südostasiens (Kapazität: rund 2 Mio kW) und bei seiner Errichtung sind viele technische Neuerungen angewandt worden.

Objekte der sowjetisch-vietnamesischen Zusammenarbeit sind über das ganze Land verstreut. Auf der Fahrt nach dem Ölfeld Vietsovpetro — wie der Name schon sagt, einem Gemeinschaftsbetrieb — kommt man an Gummibaumpflanzungen vorbei, die mit Hilfe sowjetischer Fachleute angepflanzt wurden. Ein weiteres solches Objekt ist das Wasserkraftwerk Tien Giang.

Im Landessüden brennt die Mittagssonne unbarmherzig. An jenem Tag aber lag ein Schleier davor, und es war erträglich. Deshalb schienen wir die 60 km aus Ho-Chi-Minh-Stadt bis zum Wasserbau Giang besonders schnell hinter uns zu bringen. Die Chaussee ist ja auch gut, das ist die "strategische Autobahn Nr. ...", die noch die Amerikaner bauten. Und sie machten es gründlich, denn sie glaubten ja, sie selbst mit ihren Jeeps und Fords zu befahren. Die vietnamesischen Patrioten haben es anders gewollt.

Wie Juri Kirssanow, der leitende sowjetische Experte beim Wasserbaukomplex, erzählte, wird Giang mehrere Lebensbereiche beeinflussen. Es wird nicht nur den

Häusern Licht spenden und in Betrieben die Maschinen in Gang halten. Auch dem Ölfeld Vung Tau soll Strom zugeleitet werden. Mit der Inbetriebnahme des Wasserkraftwerks wird es möglich sein, Tausende Hektar Land zu beirieseln. Die größte Stadt des Landes, Ho-Chi-Minh-Stadt, wird besser mit Wasser versorgt sein. Ebenso die Stadt Bien Hoa. Man wird viel mehr Möglichkeiten zur Fischzucht und zum Fischfang haben. Die Wasseranlagen werden vor der Flut schützen — manchmal flutet Meerwasser bis ins Landesinnere. Nach Voraussagen von Experten wird sich der Stausee günstig auf das Klima auswirken.

Einmal sah ich in Ho-Chi-Minh-Stadt in einem Schaufenster ein Foto dieses Baus, daneben eine Liste der Provinzen. Jedem Provinznamen folgte eine Summe. Sie zeugte von einer Art Wettbewerb darum, welche Provinz mehr zur gemeinsamen Sache beisteuert. Die Einzelheiten dieses einzigartigen Wettbewerbs ohne Sieger und Besiegte schilderte mir Tran Minh Triet vom Büro des Stadtkomitees der Vaterländischen Front.

Die Leute wissen, daß der Staat für sie sorgt, daß er aber auch jedem eine Chance gibt, sich hervorzutun. Die Einwohner von Ho-Chi-Minh-Stadt und den anstoßenden Provinzen, die Strom bekommen sollen, haben eine Sammlung veranstaltet. In bar allein kamen bis November fast 38 Mio Dong zusammen, außerdem Nahrungsmittel — jede Woche beliefert eine der Provinzen die Erbauer des Wasserkraftwerks mit Gemüse, Obst und Fleisch. Wieviel Nahrungsmittel das sein müssen, kann man beurteilen, wenn man weiß, daß auf dem Kraftwerksbau 10 000 und in der Überschwemmungszone, in der die letzten Bäume abgeholzt werden, 20 000 Arbeitskräfte beschäftigt sind. Dabei leben die Leute nicht im Überfluß, sie teilen das Notwendigste.

Bewohner der umliegenden Provinzen sind oft auf dem Bau anzutreffen. Sie beobachten genau, wie schnell da gearbeitet wird. Und die Bauleute enttäuschen sie nicht. Schon ist eine leistungsstarke Produktionsbasis geschaffen, sind Zufahrtstraßen gebaut und wird bei den Hauptanlagen Beton gegossen. Schon läuft die Montage der Hauptanlagen an. Noch im Januar soll mit der Stauung des Dong Nai begonnen werden. Nicht mehr lange, und der erste der vier Blöcke wird in Betrieb genommen. Die Baubegleitung bemüht sich, den Zeitplan zu überbieten und den Block zum 70. Jahrestag der Oktoberrevolution seiner Bestimmung zu übergeben. Auf dem Bau rüstet man zur Annahme einer mächtigen Turbine aus Leningrad. Dank der schöpferischen Arbeit, den präzisen technischen Lösungen und der allseitigen Hilfe der sowjetischen Freunde in Gestalt von Arbeitskräften, Technik und Ratschlägen sind schon zwei Jahre gewonnen worden.

Der Wasserbauingenieur Nagim Sari-pow ist mit seinen 45 Jahren genau anderthalbmal so alt wie sein vietnamesischer Kollege Bui Ngoc Hoan. Er hat auch mehr Erfahrungen, denn er hat bei so schwierigen Bauten wie den sowjetischen Wasserkraftwerken Toktogul und Kurpsai mitgemacht. Aber auch Hoan leitet mit seinen 30 Jahren schon eine technische Abteilung. Er hat in Hanoi an der Hochschule für Wasserwirtschaft studiert und schon am Hoabin gearbeitet. Er denkt in großen Maßstäben und ist von Anfang an auf diesem Bau. Natürlich würde er, wie er sagt, lieber eine Arbeit genau nach seiner Ausbildung verrichten, muß aber über ganz verschiedene Fragen entscheiden. Ob ihm das gelingt, frage ich. "Nicht immer", antwortet der junge Abteilungsleiter. Man muß bedenken, daß vier von je fünf Bauleuten hier ihre Arbeitslaufbahn antreten, und mit denen muß man umgehen können. An sich aber gefällt es Hoan auf dem Bau von Tien Giang.

Großstadtsorgen

Der Strommangel ist nicht die einzige Kalamität von Ho-Chi-Minh-Stadt. Es hat noch genug andere Probleme, sowohl solche mit objektiven Ursachen als auch solche, die zu vermeiden gewesen wären. Darüber, wie man sie löst, unterhalte ich mich mit Nguyen Shon, einem hohen Funktionär des Stadtparteikomitees. Wir sitzen auf dem Aussichtsplatz des Hotels Ben Thanh. Von dort kann man den ganzen Bezirk überblicken. Das hohe Haus gegenüber weist Spuren einer riesigen Reklame von Sanyo auf. Die Grünanlage schwimmt gleichsam wie eine Insel im Meer der Fahr- und Motorräder. Um genau zu sein, etwas Statistik: Es gibt da 1,5 Mio Fahr- und 222 000 Motorräder, ferner 46 000 Fahrradradschalen und 64 000 Autos und Autobusse. Das Brausen und ununterbrochene Hupen dringt bis zu uns herauf und unterbricht oft unser Gespräch. Nguyen Shon erzählt mir:

"In der Stadt gab es nach der Befreiung bei 4,5 Millionen Einwohnern 500 000 Arbeitslose. Ungefähr ebenso viele ehemalige Militärs des Marionettenregimes. Für eine Million mußte Arbeit beschafft werden. Die ehemaligen Dörfler forderten wir zur Heimkehr auf. Manche taten es. Andere gingen auf unseren Rat zur Erschließung neuer Wirtschaftsgebiete. Das waren größtenteils freiwillige Jugendbrigaden. Für noch eine Einwohnergruppe richteten wir Gewerbebetriebe ein. Aber noch jetzt zählt die Stadt 200 000 Arbeitslose. Übrigens verringerte sich die Einwohnerzahl der Stadt nach den getroffenen Maßnahmen bedeutend. Auch der natürliche Bevölkerungszuwachs konnte von 2,5 auf 1,7 Prozent gesenkt werden. Viele Leute können sich ihr Leben aber nur in einer Stadt vorstellen. Sie können sich schwer an Landarbeit gewöhnen. Der Abwanderung sind auch das ungeordnete Leben und die Schwierigkeiten mit Arbeit in den neuen



Im Zentrum von Ho-Chi-Minh-Stadt

Fotos: der Verfasser

Wirtschaftsgebieten hinderlich. Manche, die dorthin übersiedelten, sind zurückgekommen. Kurz, obwohl wir jedes Jahr etwa 100 000 Arbeitsplätze schaffen, ist das Beschäftigungsproblem bei weitem nicht gelöst.

Außerdem fehlt vielen die Gewohnheit zu produktiver Arbeit. Als hier noch die Amerikaner herrschten, trieb die Hälfte der Saigoner Familien Handel. Die Gewohnheit macht sich noch jetzt fühlbar. Zwar treiben jetzt weniger Leute Handel, aber immerhin noch 200 000 Familien, das ist ungefähr ein Drittel der Einwohnerschaft. Es sind größtenteils Leute, denen Verwandte aus dem Ausland Pakete mit Waren schicken.

Wir haben also eine Menge ungelöste Probleme. Ein brennendes ist das der Rohstoffe. Dabei erstellt Ho-Chi-Minh-Stadt ein Drittel der Industrieproduktion des Landes. Bei den Textilien sind es sogar über 50 Prozent. Viele Betriebe waren früher auf importierte Rohstoffe eingestellt. Das macht uns noch jetzt gewisse Schwierigkeiten. Wir suchen aber nach Auswegen. Export und Import stehen unter Kontrolle der Landesbehörden, wir haben jedoch ersucht, unserer Stadt in dieser Hinsicht mehr Selbständigkeit einzuräumen."

In der Stadt ist schon vieles getan. Sozialistische Umgestaltungen sind im Gange, der staatliche Wirtschaftssektor wird verstärkt, und die Versorgung der Einwohnerschaft mit Reis ist geregelt.

Wie wird man Held der Arbeit?

Dong Van Hue wurde in die Marionettenarmee gepreßt, konnte aber schon nach einigen Tagen aus der Kaserne fliehen. Der Bauernsohn hatte schon einige Kampferfahrungen, gemeinsam mit drei Brüdern beteiligte er sich aktiv an der Bewegung gegen das verrottete Regime. Schon 1961 wurde er verhaftet. Die 18 Monate in der Zelle steigerten seinen Haß. 1964 folgte seine erste Einziehung in

die Armee, die erste. Drei Jahre später folgte noch eine. Er konnte nicht mehr entfliehen, wurde Nachrichtensoldat, hatte für die Verbindung zwischen Einheiten zu sorgen und — stand mit Patrioten in Verbindung. Er setzte sie in Kenntnis, wenn Operationen vorbereitet wurden, und teilte ihnen auch anderes Wichtiges mit. Zugleich half er eine Nahrungsmittelsammlung bei der Bevölkerung für die Partisanen veranstalten.

Eine großzügige Lösung des "Ernährungsproblems" sollte ihn später, im friedlichen Leben, besonders in Anspruch nehmen. Seine Leistungen als Kämpfer waren bekannt, man wußte von seiner bäuerlichen Findigkeit und von seiner ehrlichen Einstellung zur Arbeit. So wurde er Leiter der Genossenschaft Binh Tay, die Ende 1979 in der Provinz Tien Giang ins Leben gerufen wurde. Nach der Befreiung des Landesüdens wurden anfangs Bauernbrigaden gebildet. Erst später beschlossen sie, sich zusammenzuschließen. 3198 Personen, davon 1400 arbeitsfähige, bildeten auf 485 ha Land eine einzige Wirtschaft. Es geht gut voran. Früher wurde im Jahr nur eine Reisernte eingebracht, jetzt zwei. Dafür mußte man sich allerdings ins Zeug legen, u. a. einen Deich bauen. Dafür braucht man jetzt aber, statt wie früher, fünf nur drei Monate lang Meerwasser zum Begießen zu benutzen. Der Ertrag hat sich ungefähr verdoppelt.

Jetzt werden außer Reis auch Wassermelonen angebaut. Auf den Gedanken kam der Vorsitzende, er sagte den Bauern, daß Melonen in anderen Gegenden gut gedeihen, und überredete sie dazu, obwohl da noch nie jemand Melonen gepflanzt hatte. Zuerst versuchte man es auf 1000 Quadratmetern. Die größte Melone wog 3 Kilogramm. Also waren Boden und Klima geeignet. Jetzt wiegen manche Melonen über 17 kg. Die Samen bekommen sie von vietnamesischen Emigranten eingeschickt, die in der Genossenschaft Verwandte haben. Ein großer Teil des Ertrags geht in die UdSSR.

Dong Van Hue ist groß und hager, er kleidet sich wie ein Bauer und spricht

offen und sachkundig. "Aber warum sitzen wir hier im Büro herum?" sagt er plötzlich. "Wollen Sie sich nicht unsere Wirtschaft ansehen?" Ich blicke mich noch zum letzten Mal im Büro des Vorsitzenden um. Der Fußboden ist ungedieft, das Dach aus Schilf. Die Tische sind grobgezimmert, an einem sitzt eine Rechnungsführerin und arbeitet mit einem modernen japanischen Rechner. Später sah ich viele Betonbauten und fragte den Vorsitzenden, warum das Wirtschaftsbüro so düftig untergebracht ist. Er sagt, die Leitung komme an letzter Stelle, es gebe Wichtigeres.

In der Tat. Da ist ein großer Schweinestall. In zementierten Buchten befinden sich enorme rosige Mutterschweine und Eber. Mein Begleiter erzählt von einem hier eingebürgerten Brauch. Ein Genossenschafter kann ein Mutterschwein übernehmen und muß jedes Jahr zwei Ferkel abliefern. Die Genossenschaft verkauft ihm das Futter, das sie selbst im staatlichen Handel kauft. Oder eine andere Möglichkeit: Bauern können kostenlos ein 10 Kilo schweres Ferkel und dazu 300 kg Futter erhalten. Nach acht Monaten müssen sie das Schlachtvieh zurückgeben. Vom 67. Kilo Lebendgewicht an wird sehr gut gezahlt. Die Schweine wiegen gewöhnlich über 80 Kilo. Die Genossenschaft und der Bauer haben einen Vorteil davon. Die Norm ist so festgesetzt, daß die Bauern ihren Lebensstandard stetig erhöhen können. Ebenso wie mit den Schweinen macht man es mit dem Geflügel.

Natürlich sehen die Leute, wie für sie gesorgt wird, und stehen mit ihrem Genossenschaftsleiter nicht wie mit einem Vorgesetzten, sondern wie mit einem Kameraden. Das merkte ich bei der Besichtigung der Reismühle. In einem Bretterhaus saßen viele Frauen auf den Säcken mit ihrem Reis und warteten, bis sie an die Reihe kamen, und tauschten beim monotonen Surren des Motors Neuigkeiten aus. Da ging Hue, der mir zeigen wollte, wie die Anlage funktioniert, über die Säcke in den Maschinenraum. Er stakste über die Säcke. Ein falscher Schritt, und er fiel herunter. Ein kurzes erschrockenes Schweigen, dann lautes Gelächter, in das Hue einstimmt. Ich ging besonders vorsichtig hinter ihm drein und spürte förmlich die lachenden Blicke.

Vor kurzem ist der Genossenschaft der Titel eines Arbeitshelden verliehen worden, nicht nur für die stetig wachsenden Einkünfte der Wirtschaft und auch nicht dafür, daß sie ihr Soll termingemäß an den Staat abgeliefert, sondern u. a. für die ständige Sorge um das Wohl der Bauern und dafür, daß ihre Lebensverhältnisse immer besser werden.

Daran, daß die Menschen besser leben sollen, denkt man heute überall in dem 60 Millionen Bewohner zählenden Vietnam. Die Sorge dafür spricht aus den Beschlüssen des VI. Parteitag der KPV, der den Weg zu diesem Ziel gewiesen hat. Hanoi—Ho-Chi-Minh-Stadt—Moskau

FORTSETZUNG DES THEMAS

"Meiner Meinung nach haben wir bereits einen solchen Stand der technischen Entwicklung erreicht, auf dem Abrüstungsgespräche dumm und nutzlos sind... Wenn unser Land wirklich Frieden will, muß es alle Atomwaffen abbauen und nur einen unwesentlichen Teil als stationäre Minen auf seinem Territorium belassen", schrieb W. Waschkewitsch aus Riga in seinem Brief an die Redaktion, der in unserem Heft 48/86 mit einem Kommentar Alexander Lebedew's, Mitglied des Redaktionskollegiums der "Neuen Zeit", veröffentlicht wurde. Heute bringen wir einige Leserstimmen dazu.

Pflugscharen oder Explosionen?

Als ich W. Waschkewitsch's Brief las, war ich so verärgert, daß ich selbst zur Feder greifen mußte. Waschkewitsch und seinesgleichen meinen, gerade die Kernwaffen seien der Grund, warum die Welt noch nicht in den unvermeidlichen Krieg gestürzt worden sei. Als Beispiel spricht er von erbitterten Feinden, die in einem Zimmer aufeinandertreffen. Wenn man sie bewaffne, komme es zu keiner Prügelei, behauptet er. Dabei genügt in einer solchen Situation eine unvorsichtige Bewegung - und schon wird nicht der Verstand, sondern nur die Angst den Menschen lenken, daß jemand ihm beim Schlag zuvorkomme. Was, wenn sich in dieser Gesellschaft ein Wahnsinniger findet? Es ist gewiß wenig wahrscheinlich, daß ein moderner Krieg wegen eines Wahnsinnigen ausbricht, doch ist nicht zu vergessen, daß die USA und die UdSSR nicht die einzigen Nuklearmächte sind. Wie angenommen wird, besitzen auch schon die RSA, Israel und Pakistan solche Waffen, bzw. werden sie sie bald besitzen. Das sind alles Länder, die keineswegs als friedliebend anzusprechen sind, einige davon sind schon heute in „lokale Kriege“ verwickelt. Falls sie Kernwaffen einsetzen, kann es auch zu einem globalen Krieg kommen. Und was geschieht, wenn ein „listenreicher“ Computer, von dem die Entscheidung abhängt, ob auf den gewissen Knopf zu drücken ist oder nicht, plötzlich streikt?

Nein, man darf den Kampf für die völlige Vernichtung der Nuklearwaffen nicht aufgeben. Die Menschen sind stark genug, um das zu erreichen.

S. MIRONTSCHIK
Leningrad

In ihren Aufsätzen zu Fragen von Krieg und Frieden im Nuklearzeitalter vertreten einige Autoren immer häufiger die These, daß ein Nuklearkrieg die menschliche Zivilisation auslöschen könne, verliere Clausewitz' klassische Formel vom Krieg als der Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln angeblich ihren Sinn. Dieser Gedanke ist auch in Ihrer "Polemik" vertreten.

Wie vor kurzem durchgeführte Forschungen sowjetischer und ausländischer Wissenschaftler zeigen, wird es im Nuklearkrieg keine Sieger geben; angesichts der möglichen ökologischen, medizinischen und biologischen Folgen wird jeder Raketenstart zugleich ein selbstmörderischer Schritt. Clausewitz' Formel bewahrt jedoch bis heute ihre Gültigkeit, warnt sie die Menschheit doch vor jenen, die versuchen könnten, ihre wahnwitzige Politik mit militärischen Mitteln fortzuführen.

W. FRANGULOW
Moskau

Ich bin mit A. Lebedew nicht einverstanden. Nur ein Nuklearpotential ist die eindämmende Kraft, die einen dritten Weltkrieg noch abwendet. Ohne dieses Potential wäre das Gedröhn von Panzern und SPW längst in ganz Europa und Asien zu hören. Würden denn die USA Kuba in ihrer unmittelbaren Nähe dulden? Welche Kraft außer dem Nuklearpotential könnte sonst den Aggressor an den Händen fesseln? Versuchen Sie, darauf eine Antwort zu finden!

Es gibt bereits so viele Kriege auf unserem Planeten: Iran-Irak, Nikara-

gua, Libanon, Afghanistan usw. Wo bleibt da die fortschrittliche Menschheit, die auf diese Kriege auch nur ein wenig Einfluß ausüben könnte? Ich weiß noch, sie hat gegen die Neutronenbombe, Flügelraketen usw. protestiert. Na und? Sie hat nichts damit erreicht. Überall auf der Erde protestieren und diskutieren die Friedensanhänger, die Kriege auf der Erde aber hören nicht auf. Überhaupt scheint mir, daß diese Menschen auf die Geschehnisse der Welt absolut keinen Einfluß haben.

J. SEROW
Moskau

Wie sehr irrt sich doch Herr Waschkewitsch, wenn er meint, das Gerede von Abrüstung sei dumm und sinnlos. Meine Meinung: Er hat Glück, in einem Lande zu leben, wo es, soweit ich im Bilde bin, keine Notwendigkeit besteht, mit Plakaten gegen die Militarisierung unserer alten Erde und jetzt auch noch des Weltraums in den Straßen zu protestieren. Die UdSSR ist ja gegen die Aufrüstung, davon zeugen all ihre friedlichen Initiativen, von denen wir immerhin genug wissen. Anders ist es um Großbritannien bestellt. Unsere Insel ist mit eigenen und fremden Raketen, Flugzeugen und anderen Waffen buchstäblich gespickt. Dieses Arsenal wird fortwährend aufgefüllt und modernisiert. Wir werden zur Geisel im eigenen Haus, wir

können nur noch aus
Deshalb setzen wir
unseren Gesinnung
ropa und Amerika
und Abrüstung ein
Posten vor Parla
tärstützpunkten auf.
Waschkewitsch: Off
richtig empfunden
einem Land um das
das der eigenen
müssen. Sonst wäre
ganz anderen Ton
den.

Der Schreiber
„NZ“ glaubt einfe
Sowjetbürger den
jeden Fall hatte i
beim Lesen sein
Redaktion. Die U
genaues Programm
etappenweisen
Kernwaffen bis z
terbreitet. Wir alle
Realisierung kämp
sind die Mensch
weit, daß es kein
nünftigen Kopf gib
etwas Natürliches
aufnehmen würde.
dann irgendwelch
nen“, da wir de
Vernichtung diese
Die Erde muß vo
ackert und gelock
wegs von Bombe
Geschoßeinschläg
gegen den Krieg
Weltfrieden und

LESER ALS REPORTER



uns selbst hoffen.
 ns gemeinsam mit
 genossen in Eu-
 für Entspannung
 und stellen unsere
 enten und Mili-
 lich beneide Herrn
 inbar hat er nie so
 wie das ist, in
 eigene Leben und
 Kinder zittern zu
 sein Brief in einem
 geschrieben wor-

J. CATE
 en, Großbritannien

es Briefes an die
 h nicht, daß wir
 rieden wollen. Auf
 diesen Eindruck
 Briefes an die
 SSR hat ein klares,
 der vollständigen,
 Vernichtung von
 am Jahr 2000 un-
 e müssen für seine
 den. Schon heute
 in aller Welt so
 en halbwegs ver-
 , der den Krieg als
 und Notwendiges
 Nozu brauchen wir
 „stationären Mi-
 ch für die volle
 Übels eintreten?
 Pflugscharen ge-
 werden, keines-
 explosionsen und
 n. Wir wenden uns
 Wir sind für den
 das Wohlergehen.
I. PLECHANOW
 Irkutsk, UdSSR

Dieser afgha-
 nische Bauer ist
 95 Jahre alt, be-
 stellt aber bis
 heute seinen
 Acker. Das Foto
 stammt vom Jour-
 nalisten Mohamm-
 med Alam Alami
 (Kabul).

NEW YORK — EIN HEISSES PFLASTER

Ich möchte die Lebensbedingungen in unserer Stadt schildern, deren „Väter“ die anspruchsvolle Devise „I love New York“ lanciert haben.

Wir haben etwa 40 000 obdachlose und verwahrloste Kinder, die in Aufgängen, auf Parkbänken und in der U-Bahn schlafen. Diese Unglücklichen suchen sich das Essen in Müllcontainern, betteln und tragen Lumpen. Tausende Verbrechen werden jedes Jahr in der U-Bahn und noch mehr auf der Straße und in Wohnungen begangen. Täglich erfahren wir von wenigstens 10, an arbeitsfreien Tagen sogar noch mehr Morden. Die wichtigsten Geschäftsbranchen stehen unter Kontrolle von Mafia-Bossen, von der die Polizei alles weiß, aber

trotzdem unfähig bleibt, weil sie korrupt ist. Prostituierte beherrschen das Straßenbild, die Pornoindustrie floriert. Praktisch jedes dritte Schulkind ist süchtig, wobei die neue Droge, Crack, dermaßen weit verbreitet ist, daß selbst die ganz Kleinen sie nehmen. Um den Ausbrüchen des Rassenhasses vorzubeugen, mußten die Schulen Polizeistreifen zu sich holen. Abends wagen sich die Menschen nicht hinaus, weil sie Angst haben, von Rowdys angegriffen und ausgeraubt zu werden. Einige Hausbesitzer setzen, um die alten Mieter loszuwerden, ihre Häuser in Brand, lassen sie renovieren und vermieten wieder, allerdings für horrenden Preise.

Ich bin Lehrer. Das Wichtigste, das ich meinen Schülern, die unterernährt sind und in einer Atmosphäre der Gewalttätigkeit und der Angst um die Zukunft leben, beibringen kann, ist Mut und, soweit das in dieser Situation möglich ist, Optimismus.

Lawrence BROWNE
 New York, USA

MEINUNGEN

KEINEN SCHRITT ENTGEGEN?

Die UdSSR ist bereit, ihr nun schon fast anderthalbjähriges Moratorium für Nuklearexplosionen weiter einzuhalten. Doch gleich nach der ersten Nuklearexplosion in den USA werden wir unsere Nukleartests wiederaufnehmen. Das erklärte unsere Regierung, nachdem sie ihr Moratorium schon zum fünften Male verlängert hatte.

Ein sehr weiser Beschluß. Wir geben den Amerikanern somit noch eine Chance zum Nachdenken. Wenn sie es sich aber nicht überlegt haben werden, wird unser Land, obwohl guten Willens, keine Schwäche zeigen.

Möglicherweise finden einige Menschen, daß das Moratorium noch etwas - um einen oder zwei Monate - verlängert werden müßte, um die Kriegsgefahr zu mindern. Ja, aber die UdSSR hat bereits alles Mögliche getan, und nun sind die USA daran, etwas für die Entspannung zu unternehmen.

Die UdSSR hat sehr geduldig und lange auf eine positive Antwort des Weißen Hauses gewartet, so lange, daß ein noch längeres Warten unvermeidbar wäre. Auf dem Spiel steht nämlich die Sicherheit des Sowjetvolkes. Es ist nun einmal so, daß die USA die Stille auf den sowjetischen Testgeländen benutzt haben, ihre Kernwaffen eifrig zu perfektionieren. Wir brauchen keine militärische Überlegenheit, doch können wir auch die amerikanische militärische Überlegenheit nicht hinnehmen. Die sowjetisch-amerikanischen Beziehungen sind ein komplizierter Prozeß, doch müssen sie sich, davon bin ich fest überzeugt, auf paritätischer Grundlage entwickeln.

Wenn die eine Seite keinen einzigen Schritt der anderen entgegenkommen will, muß diese andere Seite aus der Situation den entsprechenden Schluß ziehen. Man darf die Geduld von wem auch immer nicht bis ins Unendliche auf die Probe stellen, das muß die US-Führung endlich einsehen.

Ich bin sicher, die meisten einfachen Amerikaner wollen, daß die Nukleartests auch in ihrem Land aufhören. Von den US-Politikern, die im sowjetischen Fernsehen oder in der sowjetischen Presse Stellung dazu nehmen, hören wir nicht selten, in den USA herrsche die weitestgehende Demokratie. Was stört das Weiße Haus eigentlich daran, sie in Aktion zu demonstrieren, auf die Meinung der Mehrheit zu hören und die Explosionen zu verbieten? Es gibt noch Zeit, um diese Entscheidung zu fällen.

Vorläufig haben die USA jedenfalls keine positive Antwort auf unseren Vorschlag gegeben, und so wird die UdSSR ihre Tests möglicherweise wiederaufnehmen müssen. Es fragt sich: War das Moratorium also nur Verschwendung von Wort und Zeit? Nein und nochmals nein. Seine Bedeutung für die Antikriegsbewegung ist kaum zu überschätzen. Die Menschen der Erde haben deutlich die Realisierbarkeit der nuklearen Abrüstung und die konkreten Wege dazu gesehen.

J. LOTSTEIN
 Moskau

DAS GESETZ DER WILDNIS

Die USA machen einen Einsatz nur, wenn sie eines Gewinns sicher sind. Davon zeugt ihre Antwort auf euer Moratorium. Der aggressive Imperia-

lismus strebt desto offener nach seinen Zielen, je mehr er glaubt, daß er alles darf. Daran ist meines Erachtens zum Teil auch die UdSSR schuld, die sich in ihren Handlungen von der kommunistischen Weltanschauung, der Sorge um die Realisierung der Hoffnungen des Menschen leiten läßt, aber Realitäten der Welt um sie übersieht, einer Welt, die in hohem Maße nach dem Dschungelrecht lebt. Man sollte die Mentalität der Neandertaler unter die Lupe nehmen, besonders wenn sie nach der Weltherrschaft gieren.

Joseph SPARAZINO
 Gibsons, Kanada

DIE EINEN REDEN, DIE ANDEREN WIRKEN

Ich schreibe im Auftrag unseres örtlichen Friedenskomitees. In Italien erhebt sich eine neue mächtige Woge von Antikriegsaktionen. Zur Intensivierung unseres Kampfes für die Zukunft trugen die sowjetischen Friedensinitiativen bei, die den Massen und den einzelnen Bürgern die größten Möglichkeiten geben, ihren Willen zum Ausdruck zu bringen. Unter diesen Initiativen sei besonders die mehrfache Verlängerung des einseitigen sowjetischen Moratoriums für Nuklearexplosionen hervorgehoben. Das war eine starke Herausforderung Washingtons mit seinen leeren Worten von Friedensliebe und Entspannung.

E. LANINI
 Luce, Italien

Gentechnik: human oder antihuman?

Ein Gespräch mit Prof. Juri Rytschkow

Genetik ist ein Modewort, doch mit ihren Problemen, Aufgaben und ihrem Forschungsbereich weiß man im allgemeinen nicht viel anzufangen. In den letzten Jahren tritt die Gentechnik stark in den Vordergrund, ab und zu liest man über Versuche, genetische Waffen zu entwickeln. Es wird angenommen, daß das nicht behandelbare AIDS Ergebnis geheimer Experimente der Genetiker sei. Inwieweit stimmt das?

NZ-Korrespondenten Lew Jelin und Leonid Mletschin unterhielten sich mit Prof. Juri Rytschkow, Leiter des Laboratoriums für Humangenetik im Wawilow-Institut der AdW der UdSSR für allgemeine Genetik.

Erzählen Sie unseren Lesern bitte über Probleme, mit denen sich Ihr Labor beschäftigt.

Ein einziges Labor kann gewiß alle Probleme der Humangenetik nicht umfassen, und wir spezialisieren uns an unserem Institut auf die Populationsgenetik. Gewöhnlich assoziiert man die Humangenetik mit Problemen der Medizin; am bekanntesten ist die Genetik erblicher Krankheiten. Unser Forschungsgegenstand ist der genetische Fonds des gesunden Menschen.

Folgendes einfaches Beispiel mag das Hauptproblem der Populationsgenetik veranschaulichen: Wir alle, die wir an diesem Tisch sitzen, sind uns absolut unähnlich. Der Grund ist die individuelle Vielgestaltigkeit, von Wissenschaftlern Polymorphismus genannt. Diese Eigenschaft ist beim Menschen stärker ausgeprägt als bei allen anderen Lebewesen. Der Ursprung der sichtlichen und sichtbaren individuellen Vielgestaltigkeit liegt im unverwechselbaren menschlichen Genotypus. Nicht nur unter den 5 Milliarden Menschen, die heute auf der Erde leben, sondern auch unter allen früheren Generationen gab es keine zwei absolut ähnlichen Genotypen.

Es gibt nur eine Ausnahme, die die Natur gleichsam extra erfunden hat, um die Regel zu bestätigen: eineiige Zwillinge. Wenn sie in verschiedenen Familien heranwachsen, unterscheiden sie sich voneinander in manchem, aber die Unterschiede sind dann verschwindend gering im Vergleich mit den natürlichen Unterschieden zwischen zwei beliebigen Menschen.

Wir beschäftigen uns damit, die Natur und biologische Bedeutung des Polymorphismus zu klären. Seine Rolle besteht hauptsächlich darin, daß er eine Bedingung für das Überleben nicht jedes einzelnen Menschen, sondern der gesamten Bevölkerung ist. Die Menschen auf unserem Planeten dürfen sich gar nicht genetisch gleich sein, das würde sie zugrunde richten.

Das Problem des erblichen genetischen Polymorphismus hat angewandte Aspekte, z. B. die Entwicklung des Menschen im Mutterleib. Sobald das Kind geboren ist, tun die Ärzte alles Mögliche, um es am Leben zu erhalten. Solange es aber noch nicht zur Welt gekommen ist, verläuft fast alles so, wie die Natur es sich vorgenommen hat, praktisch ohne jegliche Einmischung von außen. Man sollte meinen, der Embryo sei in Sicherheit. Aber die Mutter selbst kann eine Quelle der Gefahr für das Kind sein, wenn die genetischen Unterschiede zwischen ihr und dem Vater des Kindes so groß sind, daß das Kind, das die Gene nicht nur der Mutter, sondern auch des Vaters erbt, für sie praktisch zu einem Fremdkörper wird. Dann kommt es zu einem verborgenen genetischen Konflikt, der häufig einen traurigen Ausgang hat. Der genetische Polymorphismus hat auch seine Kehrseite, denn er ist sowohl Bedingung des Überlebens als auch Lohn für das Überleben. Mindestens 50 Prozent aller Empfängnisse enden im Mutterleib.

Ist das auch keine Übertreibung!

Eher umgekehrt. Für die Gesellschaft verläuft das unbemerkt, weil sie ihre Kräfte hauptsächlich auf die Erhaltung des schon Geborenen richtet. Aber für eine Familie ist es immer ein Drama.

Kann das geheilt bzw. abgewandt werden?

Es ist immerhin ein natürlicher Prozeß, und da wäre jeder Versuch eine vermes-

sene Tat... Vor allem muß man an die positive Rolle des genetischen Polymorphismus denken, der uns die Vielfalt der Individuen und die Anpassungsfähigkeit der menschlichen Population gegenüber der Einwirkung der Umwelt sichert.

Eine Einmischung ist nur in äußersten Fällen möglich und notwendig. Der Arzt kann z. B. bei einer Schwangeren den Rhesusfaktor bestimmen. Die sich aus diesem Faktor manchmal ergebende Unverträglichkeit ist der klassische Ausdruck der genetischen Unverträglichkeit. In diesem Fall hat die Medizin helfen gelernt.

Der Eindruck entsteht, daß die Genetik eine Tatsache lediglich konstatiert. Sie weiß z. B., daß zwei Menschen nicht zueinander passen, aber praktisch kann oder will sie nichts tun.

Ich verstehe, wo Sie hinauswollen, möchte aber auf Ihren Tip nicht eingehen, obwohl man sofort sagen könnte, wo die Wege einer möglichen Einmischung hinführen können. Die Grenze zwischen der Genetik als Wissenschaft und der Eugenik (dem Versuch, eine ideale Rasse, einen Übermenschen zu züchten) ist fließend. Die mit der Eugenik zusammenhängenden Erfahrungen aus der Geschichte sind sehr traurig.

Es gibt andere Gebiete für die Anwendung unserer Kenntnisse. Nehmen wir an, daß z. B. eine Nierentransplantation erforderlich ist - diese Operation wird jetzt recht häufig vorgenommen - und es sehr schwer fällt, einen kompatiblen Spender zu finden. Wenn wir aber die genetischen Charakteristika des Patienten, die bei der Einschätzung der Kompatibilität in Betracht zu ziehen sind, kennen, wenn wir wissen, wie sie auf dem Territorium des Landes verteilt sind, können wir sagen, wo der betreffende Spender am ehesten zu finden ist.

Oder das Problem der Wundbehandlung. Gegen Wunden ist keiner gefeit, erst recht kein Mann. Auf den ersten Blick ist dies das Reich der Chirurgen. Dabei trägt das Problem häufig rein populativen, genetischen Charakter. Seit 100 Jahren, praktisch seit der Zeit des großen russischen Chirurgen Nikolai Pirogow, bestehen medizinische Statistiken in bezug auf die Chirurgie. Aber die Häufigkeit der Wundinfektionen ist die gleiche

**NICHT NUR UNTER DEN
5 MILLIARDEN
MENSCHEN, DIE HEUTE
AUF DER ERDE LEBEN,
SONDERN AUCH UNTER
ALLEN FRÜHEREN
GENERATIONEN GAB ES
KEINE ZWEI ABSOLUT
ÄHNLICHEN GENOTYPEN.**



geblieben. Dabei waren inzwischen die Asepsis, die Desinfektion des Instrumentariums, des Patienten, des Krankenzimmers und schließlich die Antibiotika erfunden. Die Bakterien, die die Wundinfektion verursachen, haben sich mehrmals abgelöst, die Infektionshäufigkeit aber bleibt konstant, um die 13 Prozent. Warum? Es konnte bewiesen werden, daß die Wundheilung bei den Menschen gemäß ihrem Genotypus verläuft: Bei dem einen ist die Wunde „wie weggeblasen“, bei einem anderen sind Komplikationen fast unvermeidlich. Es konnten jene wenigen genetischen Systeme festgestellt werden, die im voraus die Gefahr signalisieren, und zwar die Gefahr nicht einer Wunde, sondern einer Komplikation.

Demnach wäre es theoretisch möglich, ideale Soldaten auszuwählen, auch eine Minderung der Verluste zu erreichen! Gewiß. Und dann: Gegenwärtig wird die Blutgruppe, ebenso wie der Rhesusfaktor, „für den Fall der Fälle“ in den Personalausweis eingetragen. Beim Soldaten können die Charakteristika seiner genetischen Systeme, die für seinen individuellen Verlauf der Wundheilung verantwortlich sind, bestimmt und in seinem

Wehrdienstausweis vermerkt werden, damit die Ärzte das Notwendige gleich einleiten können.

Es entsteht ein Widerspruch: Einerseits kann man ideale Soldaten und Menschen anderer schwieriger Berufe finden; andererseits aber wird das Prinzip der Vielgestaltigkeit durch Versuche, solche idealen Populationen zu züchten, gestört. Somit wäre die entsprechende Population zum Untergang verurteilt!

Jede genetisch standardisierte Population ist es. Zu allen Zeiten stießen sich die reaktionären Systeme an der Vielgestaltigkeit des Menschen und suchten sie zu bekämpfen. Das krassste Beispiel ist der Faschismus. Wenn wir bedenken, daß die körperliche Vielgestaltigkeit die materielle Grundlage für die Vielgestaltigkeit der Individuen bildet, ist der Versuch, die körperliche Vielgestaltigkeit zu drosseln, eine Methode, die Gesellschaft in puncto Individualität zu standardisieren. Das scheint für die Lenkung der Gesellschaft günstig, steht aber im absoluten Gegensatz zu den Gesetzen der Natur.

Da wir gerade dabei sind, daß sich die einen Menschen für einen Beruf besser eignen, andere für einen anderen... In

mehreren westlichen Ländern wurde das sogenannte Gen-Screening, der Gen-Test, eingeführt. Private und staatliche Firmen und selbst Militärämter stellen Menschen nicht ein, wenn sie bei ihnen z. B. das Gen der Sichelzellenanämie feststellen, bzw. entlassen sie sie. In Pressekommentaren trifft man in diesem Zusammenhang häufig auf das Wort Rassismus, weil „schlechte“ Gene in der Regel bei Negern und bei Vertretern der nationalen Minderheiten entdeckt werden. Wie soll man den realen Effekt des Gen-Tests von den Versuchen unterscheiden, ihn für rassistische Zwecke zu benutzen?

Das Problem des Gen-Tests interessierte unser Laboratorium zum erstenmal im Zusammenhang mit Sportlern, die an der äußersten Grenze der menschlichen Möglichkeiten arbeiten. Man kann mit Sicherheit sagen: Sind zwei Sportler ihren persönlichen Eigenschaften, ihrem Können und ihren Erfahrungen nach einander ebenbürtig, so siegt jener von den beiden, der noch einen Vorteil hat, seinen Genotypus, und sei dieser Vorteil noch so gering (wir können ihn quantitativ noch nicht bestimmen). Das bedeutet, daß er sich erblich besser für die Erfüllung einer Arbeit unter den Bedingungen eines extremen Sauerstoffmangels, unter kolossalen mechanischen Belastungen und bei der Notwendigkeit einer beispiellosen Reaktionsschnelligkeit eignet.

Wenn z. B. Offiziersschüler von Fliegerschulen wegen der Sichelzellenanämie relegiert werden, ist das richtig. Solche Menschen sind den Belastungen des Flugs mit einer modernen Maschine nicht gewachsen, ihr Blut würde, wie das von ihrem Genotypus bedingt ist, gerinnen. Deshalb sehe ich im Screening das Näherkommen an jene reale Biologie des Menschen, über die sich die ganze Welt so lange (unser Land besonders lange) hinwegsetzte. Selbstverständnis hat alles seine Kehrseite, jedes Wissen kann Böses anrichten. Von der Gesellschaft hängt es ab, die Fähigkeiten und Kräfte jedes Menschen von jedem Genotypus richtig anzuwenden.

Wie steht es um die Gentechnik und ihre Aussichten! Darauf werden große Hoffnungen gesetzt, doch erheben sich zugleich viele Fragen. Darf man sich z. B. in alle diese Prozesse einmischen! Ist das moralisch! Und dann: Was geschieht, wenn die Einmischung plötzlich zum Aufkommen neuer Mikroorganismen führt! Ein Sujet für einen Roman: das Aufkommen eines ungeheuerlichen Virus, dem die gegenwärtige Medizin nicht beikommen kann...

Eine begründete Einmischung in die genetischen Strukturen und den genetischen Mechanismus darf nicht als moralisch zweifelhaft und überhaupt widernatürlich angesehen werden. Das könnte übrigens der ganzen Wissenschaft, nicht nur der Genetik, vorgeworfen werden. Letzten Endes gibt es keinen anderen Erkenntnisweg, als in den Gegenstand der Erkenntnis einzudringen. Die genetische

Grundlage des Lebens bewußt außer Betracht zu lassen, nur weil Wissen unvermeidlich auch negative Ergebnisse zeitigt, bedeutet, zu den Tabus der Urzeiten zurückzukehren. Es gab wohl keine positive Entdeckung, die nicht auch ihre negativen Seiten hätte. Zu glauben, daß die Gentechnik dieses Übel vermeiden könnte, hieße, an Wunder zu glauben.

Dann also dazu, wie ein solches Übel aussehen könnte. Biologische Waffen bestehen nicht erst seit einem Jahrzehnt. Japan führte einen bakteriologischen Krieg in China, die USA taten es in Korea. Doch Trägermittel, die ein genaues „Ins-Ziel-Gehen“ garantieren, konnten nicht entwickelt werden. Selbst die von General Shiro Ishii, Leiter der Abteilung 731 der Kwangtung-Armee, erfundene keramische Bombe erwies sich als wenig effektiv: Die Bakterien gingen rasch ein, es kam zu keinen katastrophalen Epidemien. Der heutige Entwicklungsstand der Medizin garantiert erst recht die Unterdrückung jedes Auftretens einer solchen Seuche. Deshalb orientiert sich das amerikanische Zentrum für die Entwicklung biologischer Waffen, nach der Presse zu urteilen, auf Arbeiten, die mit der Gentechnik verbunden sind. Im Jahre 1985 stellte das Pentagon über 70 Experimente auf diesem Gebiet an; ihre Kosten betrugen 68 Mio Dollar. In dem vom Mai 1986 datierten Bericht an einen Ausschuss des Repräsentantenhauses des US-Kongresses verwies das US-Verteidigungsministerium auf folgendes: Methoden der Gentechnik seien dazu angetan, den biologischen Krieg erstmalig zu einer wirksamen Varietät von Kampfhandlungen zu machen. Die Rede ist von einem genetisch abgewandelten Virus, das Kälte und Hitze gleich gut verträgt, sich in der Zelle festsetzt und sie dazu zwingt, für sich zu arbeiten, oder sie zerstört. Ist eine solche Waffe real?

In der Tat, die Gentechnik unter Anwendung von Viren gilt heute als die einzige Methode zur Entwicklung effektiver biologischer Waffen. Die Viren lassen sich schnell transformieren, und gerade darauf beruht die Möglichkeit, einen besonders gefährlichen, einen noch gefährlicheren usw. Stamm zu züchten. Aber außerhalb der Produktion wird ein neues Virus nach dem Einleben im betreffenden Medium seine Eigenschaften weiterhin verändern und kann erneut harmlos werden.

Eine weitere Gefahr. Das Virus hat die Fähigkeit, Bestandteil des DNS-Moleküls zu werden. Forschungen der letzten zehn Jahre ergeben, daß der genetische Fonds des Menschen solche, wie man annimmt, ihrem Ursprung nach fremden Gene enthält. Sie werden mobil genannt und sind an den verschiedensten Abschnitten des DNS-Moleküls anzutreffen; bisweilen aktivieren sie sich und verursachen, wie angenommen wird, schwere Erkrankungen, darunter wahrscheinlich auch Krebs.

Im gleichen Pentagon-Bericht ist die Rede von den Plänen, fremde Gene an jenen Abschnitten des DNS-Moleküls ein-

zufügen, die die Stimmung und das Verhalten des Menschen sowie seine psychische Verfassung kontrollieren.

Die Genetik kennt Hunderte Gene, die für verschiedene Funktionen und Eigenschaften des menschlichen Organismus verantwortlich sind. Deshalb finde ich nicht, daß sehr viel Phantasie dazu gehört, sich ein bestimmtes Virus als Waffe vorzustellen: ein Virus, das sich nicht an einer beliebigen Stelle des DNS-Moleküls, sondern an einem bestimmten Abschnitt implantiert und so wichtige Funktionen des menschlichen Organismus abschaltet bzw. abwandelt.

Wie real ist die sogenannte ethnische Waffe, d. h. eine Waffe, die sich gegen einzelne Rassen oder ethnische Gruppen wendet, deren Genotypus sie für bestimmte Erkrankungen empfänglich macht? In den Streitkräften der USA besteht eine „Abteilung für biologischen Krieg“, sie erforscht die Möglichkeit der Züchtung von Viren und sonstigen Mikroorganismen, unter denen nur Afrikaner leiden würden. Die Zeitschrift der US Army „Military Review“ führt Angaben an, laut denen der Bevölkerung Südostasiens ein Ferment mangelt. Deshalb seien die dortigen Einwohner gegen Krankheitserreger empfindlich, denen sich andere Völker meist anpassen. Angaben liegen vor, daß Wissenschaftler im Auftrag des Pentagon nach genetischen Erkrankungen suchen, die für die Völker der Entwicklungswelt charakteristisch sind, für die weißen US-Bürger jedoch nicht.

Kaum jemand weiß, daß die weißen Siedler gegen die amerikanischen Indianer einen regelrechten bakteriologischen Krieg führten, der auf intuitiver Befolgung der genetischen Gesetze beruhte. Die Indianer des amerikanischen Westens haben nämlich die genetische Besonderheit, daß sie keine Immunität gegen Pocken entwickeln. Die weißen Siedler bemerkten das und verstreuten bei den Indianersiedlungen Kleidungsstücke von Pockenkranken. Die örtliche Bevölkerung wurde dahingerafft. Das ist eine ethnische Waffe gezielter Wirkung.

Was kann das „Ziel“ der ethnischen Waffe sein? Wie wir bereits sagten, ist jede Population polymorph: so viele Menschen, so viele Genotypen. Doch setzen sie sich schließlich aus ein und denselben Genen zusammen, so daß sich die Erfinder einer solchen Waffe wahrscheinlich nach Mitteln gegen bestimmte Gene suchen. Sie machen Gene ausfindig, die lediglich in einer Rasse oder einem Volk verbreitet sind. Ein solches Gen könnte am ehesten gemeinsam mit dem betreffenden Ethnos entstanden sein. Einerseits muß es sich in den Grenzen dieses Ethnos halten, andererseits aber mit einer Häufigkeit verbreiten, die dafür sorgt, daß faktisch alle Vertreter der Population das spezifische Gen haben müssen. Das war genau der Fall der amerikanischen Indianer.

Sind der Wissenschaft noch andere „ethnische“ Gene bekannt?

Die meisten Gene haben eine universelle Verbreitung, nur die Häufigkeit ihres Vorkommens unterscheidet sie voneinander. So ist die Sichelzellenanämie für die Negroiden charakteristisch, aber ihr Gen kommt auch im Mittelmeerraum und sogar in der UdSSR (Mittelasien, Kaukasus, allerdings mit geringer Häufigkeit) vor. Aber selbst bei der afrikanischen Bevölkerung übersteigt die Häufigkeit dieses Gens nicht 25 Prozent. Demnach hat es wenig Sinn, gegen dieses Gen gezielte Waffen zu entwickeln. Wichtig ist anderes: Das Bestehen solcher Gene darf grundsätzlich nicht ausgeschlossen werden, deshalb gilt es, die Bevölkerungsstruktur zu erforschen und zu kennen. Mangelhaftes Wissen auf diesem Gebiet wird an sich gefährlich.

Wir haben hier das Problem der Einmischung in die Genstruktur des Organismus berührt. Immer öfter hört man sagen, – das AIDS sei künstlichen Ursprungs. Es wird angenommen, daß das AIDS ein zufälliges Ergebnis genetischer Experimente in den Laboratorien der US Army ist. Kurz, es laufen viele Versionen um. Sind sie wissenschaftlich haltbar?

In der Geschichte des AIDS-Aufkommens ist meines Erachtens ein Umstand bemerkenswert. Nehmen wir an, das AIDS-Virus sei tatsächlich für den Einbau in die DNS-Struktur geplant gewesen. Dann muß festgestellt werden, daß seine „Treffgenauigkeit“ von seltenem Stellenwert ist: Das Virus trifft genau auf jenes Gen, dessen Verlust unwiederbringlich ist. Die Möglichkeit des Implantierens hängt davon ab, ob die Ausmaße der „Zielscheibe“ bekannt, ob die „Nachbarn“ erforscht sind und ob das Virus molekular-genetische Charakteristika besitzt, die es ihm ermöglichen, sich im DNS-Molekül genau an diesem und nicht an einem anderen Punkt festzusetzen.

In der Nähe dieser Gene der immunologischen Antwort (sie werden vom AIDS-Virus gerade „abgeschaltet“) befinden sich die Gene der Gewebsunverträglichkeit. Im Zusammenhang mit dem Problem von Organ- und Gewebstransplantationen wurden sie in den 70er Jahren sehr intensiv erforscht, man kam ihrer feinen Struktur auf den Grund. Zugleich wurden auf der genetischen Karte auch die Gene der immunologischen Antwort, ihre Ausmaße und ihre molekulare Struktur festgestellt. Die Erfolge bei der Entdeckung der feinen Struktur der Gene der Gewebsunverträglichkeit fielen mit dem Auftreten einer Krankheit zusammen, die die Gene der immunologischen Antwort blockiert. Das bedeutet, daß sich das AIDS-Virus, welches die immunologische Antwort angreift, nicht früher und nicht später bemerkbar machte, sondern genau, nachdem die Wissenschaftler alles von den benachbarten Genen erfahren hatten. Ein zufälliges Zusammentreffen?

75 Jahre Kampf

Am 8. Januar beging der Afrikanische Nationalkongress Südafrikas (ANC) den 75. Jahrestag seiner Gründung. Seit 75 Jahren ist diese demokratische Organisation führend im Kampf des Volks von Südafrika für die Aufhebung des Apartheidregimes. Aus dem festlichen Anlaß gab ANC-Generalsekretär Alfred Nzo dem NZ-Korrespondenten für das südliche Afrika Nikolai Reschepnjak und dem TASS-Berichterstatler in Sambia Sergej Kamenski folgendes Interview:

"Das unterdrückte Volk Südafrikas und die anderen demokratischen Kräfte unseres Landes führen seit Jahren den antirassistischen Befreiungskampf. In diesem Kampf hatten sie schon ansehnliche Erfolge. Das Terrorregime der Apartheid steckt in einer tiefen, ja unüberwindlichen Krise. Worin zeigt sich das? Vor allem darin, daß die Rassisten auch mit schwersten Repressalien das Vorwärtstommen unseres Volkes zur Freiheit nicht aufhalten konnten. Im langjährigen Kampf gegen sie war die afrikanische Arbeiterklasse unter den Volksmassen führend. Selbst angesichts des im Juni v. J. verhängten Ausnahmezustandes hat sie große Aktivität an den Tag gelegt. In ihren ersten Reihen marschieren die Bergarbeiter. Wissend, daß der Apartheid die völlige politische Entrechtung der dunkelhäutigen Arbeiter zugrunde liegt, stellen sie bei Streiks immer häufiger politische Forderungen. Eine wichtige Errungenschaft unseres Proletariats war die Gründung des Südafrikanischen Kongresses der Gewerkschaften, der sich für den revolutionären Kampf einsetzt.

Die Krise des rassistischen Regimes zeigt sich auch in der Schwächung seiner

sozialen Basis. Immer mehr Weiße stoßen zur demokratischen Bewegung. Viele von ihnen empfinden Unsicherheit und sogar Verzweiflung, selbst Afrikaner, die Hauptstütze des Regimes.

Noch nie hatten wir einen so starken Rückhalt bei der internationalen Gemeinschaft wie jetzt. Die Regierungen der imperialistischen Staaten sind in einer heiklen Lage. Damit, daß sie das Apartheidregime weiter unterstützen, treten sie faktisch gegen die Forderungen ihrer Völker nach Wirtschaftssanktionen gegen den rassistischen Staat auf. Selbst einige transnationale Konzerne schränken ihre Tätigkeit in der RSA unter dem Druck der Öffentlichkeit ein.

Die herrschenden Kreise der führenden westlichen Länder befürchten, eine weitere Zuspitzung in Südafrika könne dazu führen, daß sie in der dortigen Wirtschaft ihre Positionen einbüßen. Deshalb appellieren sie an die Regierung der RSA, sich mit Repräsentanten des kämpfenden Volkes an den Verhandlungstisch zu setzen. Aber weiter als bis zu solchen Appellen geht der Westen nicht.

Die schwarze Bevölkerungsmehrheit Südafrikas wird ihren Kampf um eine

Volksmacht 1987 bestimmt intensivieren. Das wird nicht schon morgen geschehen, aber es ist ein Ziel, für das wir beharrlich kämpfen. Wir werden unseren Kampf unter der Parole steigern: 'Vorwärts zur Volksmacht!' Dazu ist es notwendig, die antirassistischen Organisationen, namentlich die Vereinigte Demokratische Front (UDF), zu konsolidieren, die in Südafrika der wichtigste mobilisierende Faktor der demokratischen Massenbewegung ist. Zugleich wird die illegale Struktur des ANC verstärkt werden. Die Kampfgruppen des ANC, der 'Umkhonto we Sizwe' ('Speer der Nation'), werden wuchtigere Schläge gegen den Feind führen."

Weiter sagte der ANC-Generalsekretär: "Die Regierung Reagan spielt sich als ehrlicher Vermittler bei der Lösung der Probleme unserer Region auf. Das ist sie keineswegs. In Wirklichkeit sind Washington und Pretoria Verbündete im Kampf gegen den ANC. Sie führen gegen ihn immer heftigere antikommunistische Angriffe und gehen immer wütender gegen alle vor, die ihn unterstützen, namentlich gegen die UdSSR und die anderen sozialistischen Länder. Die USA wollen den ANC von seinem traditionellen Bundesgenossen — der Südafrikanischen Kommunistischen Partei — isolieren. Das Weiße Haus sucht auch den ANC selbst zu spalten. Washingtons Absicht ist also klar: Wenn der ANC, ohne den die Probleme Südafrikas nicht gelöst werden können, vom Westen anerkannt werden will, müsse er so umgestaltet werden, daß er zur Leitung des revolutionären Kampfes nicht mehr fähig ist.

Wir verurteilen die schamlose Erpressungspolitik Washingtons den Ländern des südlichen Afrikas gegenüber. Trotz der Proteste der amerikanischen Öffentlichkeit stellt die Regierung Reagan ihre Unterstützung für das Apartheidregime nicht ein und versucht, es zur bleibenden Erscheinung zu machen."

Abschließend sagt Alfred Nzo: "Die Zukunft des freien, demokratischen Südafrikas ist in der Freiheitscharta, der fundamentalen Urkunde des ANC von 1955, definiert worden. Südafrika muß ein nichtrassistischer, demokratischer Einheitsstaat werden. Seine Regierung muß bei der ganzen Bevölkerung und nicht nur bei einer einzelnen Gruppe Rückhalt haben. Alle Bürger der Republik werden an der Leitung des Landes teilnehmen können. Unsere Schätze werden dem Volk und der Grund und Boden wird denen gehören, die ihn bestellen. International wird sich das demokratische Südafrika rege an der Lösung der Probleme der Region und des Kontinents, an der Tätigkeit der OAU sowie an der Bewegung der Nichtpaktgebundenen beteiligen. Es wird zur Erlösung der Erde aus der Gefahr einer nuklearen Vernichtung nach Kräften beitragen."

Lusaka

Die afrikanischen Kumpel marschieren in den ersten Reihen der Kämpfer gegen die Apartheid

Foto: AP-TASS



Die Beseitigung des Kronzeugen

Ende vergangenen Jahres berichteten wir, wie "das Geheimnis der Negev-Wüste" gelüftet wurde (NZ 44,86). Unter faktischer Mitwirkung von NATO-Ländern werden hier Arbeiten an einem nuklearen Arsenal für Israel vorgenommen. Die Hinweise darauf, daß Tel Aviv seine Hoffnungen auf Massenvernichtungswaffen setzt, erhielt die internationale Öffentlichkeit durch den israelischen Techniker Mordechai Vanunu. Er hatte 10 Jahre in Dimona, dem israelischen Kernforschungszentrum, gearbeitet. Vanunu verließ Israel, um ein Buch über die Vorgänge in Dimona zu veröffentlichen. Das hatte er gegenüber Journalisten der britischen "Sunday Times" erwähnt. Am 5. Oktober 1986 veröffentlichte sie das sensationelle Material. Wenig später meldete der Pariser "Matin", daß Mordechai Vanunu vom israelischen Geheimdienst in London entführt worden sei und daß ihm eine 15jährige Haftstrafe drohe.

Neuere Informationen legen eine Absprache zwischen westlichen Geheimdiensten nahe, die nach dem Muster des internationalen Terrorismus operieren und die gefährlichen Absichten Tel Avivs verschleiern wollen.

Sonntag, 21. Dezember 1986: Ausländische, in Israel akkreditierte Journalisten und ihre israelischen Kollegen versammeln sich vor dem Jerusalemer Bezirksgericht. Nach ihren Informationen soll Mordechai Vanunu zu einer nichtöffentlichen Gerichtsverhandlung vorgeführt werden. Bereits drei Wochen zuvor, am 28. November, hatte das Bezirksgericht Jerusalem gegen den Techniker aus Dimona Anklage erhoben: Landesverrat und Spionage. Es heißt, jetzt drohe ihm, nicht wie noch der "Matin" schrieb, 15 Jahre Haft, sondern die Todesstrafe.

Der Polizeiwagen fährt vor. In ihm sitzt unter verstärkter Bewachung Vanunu. Die Presseleute drängeln sich vor und etwas Unerwartetes geschieht: Noch im Wagen reißt Vanunu die linke Hand hoch, entblättert die Handfläche und drückt sie von innen gegen das Wagenfenster. Alle sehen, daß er etwas auf seine Handfläche geschrieben hat: Ich, M. Vanunu, in Rom, Italien entführt am 30. 09. 86., BA 504, 21.00.

Die Zahlen auf Vanunus Handfläche zu entziffern, war keine Schwierigkeit. Man hatte ihn am 30. September in Rom gekidnappt. Hier war er mit Flug Nr. 504 der "British Airways" eingetroffen. Die Maschine war in London abgefliegen und um 18 Uhr 38 in Rom gelandet. Um 21 Uhr wurde dann Vanunu entführt.

Die Entführer versuchten, ihre Spuren zu verwischen. Wie eine italienische Zeitung meldet, blieb die Liste der Passagiere, die am 30. September mit Flug Nr. 504 in Rom gelandet waren, auf dem Flughafen "Leonardo da Vinci" unauffindbar. Somit mußte man sich fragen, ob Vanunu überhaupt mit dieser Maschine geflogen war. Bekanntlich hatten in den ersten Novembertagen britische Behör-

den den Meldungen dementiert, nach denen Vanunu in London entführt worden sei, und kategorisch erklärt: Niemand gleichen Namens habe jemals England "auf üblichem Wege", über die offiziellen Kontrollpunkte also, verlassen. Folglich wissen die britischen Behörden auch nichts von einem "Fall Mordechai Vanunu" und Vermutungen über eine "Mitarbeit" britischer Geheimdienste bei irgendeiner Entführung seien daher aus der Luft gegriffen.

Hier wurden Scotland Yard und Foreign Office Lügen gestraft. Als die Worte auf Vanunus Handfläche bekannt wurden, flog der Skandal um die British Airways auf. Die Fluggesellschaft hatte offensichtlich kein Verlangen, die Alleinschuld zu übernehmen, und meldete den italienischen Untersuchungsbehörden, daß Vanunu tatsächlich am 30. September mit Flug Nr. 504 aus London abgefliegen sei, ein Ticket gekauft und sich offiziell habe registrieren lassen. Doch damit begnügten sich die wissenshungrigen Reporter nicht. Sie förderten Informationen zutage, nach denen Mossad-Agenten den Entführten am 2. Oktober über Paris nach Israel geschafft und sich dazu einer El-Al-Maschine bedient hätten. Damit war neben Großbritannien und Italien auch Frankreich in die Operationen des israelischen Geheimdienstes verwickelt. Das wiederum zeigt, wie sicher sich Mossad-Agenten in Westeuropa fühlen, wie sie unter dem schützenden Arm von Geheimdiensten der NATO-Länder vollkommen unbehelligt wirken können.

Die ersten Tage nach dem "geheimnisvollen Verschwinden" Mordechai Vanunus hüllte sich Tel-Aviv in Schweigen. In den Ländern Westeuropas jedoch, beson-

ders in Großbritannien, beschuldigte die Öffentlichkeit den Mossad, einen "gefährlichen Zeugen" entführt zu haben. In den Zeitungen erschienen Meldungen, denen zufolge sich Israel in Vorbereitung dieser staatsterroristischen Aktion mit der Bitte an das offizielle London gewandt habe, "nicht einzugreifen". Im britischen Parlament wurden Forderungen laut, diesen Meldungen nachzugehen. Daraufhin verlegte man sich darauf, wenigstens die bereitwilligen westeuropäischen Helfershelfer aus der Schußlinie zu nehmen, wenn es dem Mossad schon nicht gelinge, sich von der Anklage, er habe Vanunu entführt, reinzuwaschen.

Anfang November gab Tel Aviv unerwartet zu, daß Vanunu tatsächlich entführt worden sei und sich in Israel in Haft befinde. Zur gleichen Zeit wird eine Verleumdungskampagne gegen Vanunu gestartet. Er sei "Terror-Sympathisant", "Kommunist", "ein geldgieriger Spion", der israelische Militärgeschäfte unter Vermittlung der "Sunday Times" an "die Sowjetunion verkauft" habe.

Der "Yedioth Aharonoth" veröffentlichte ein altes Foto. Es zeigt Vanunu bei einer Demonstration für die Schaffung eines Staates für die Palästinenser. Er trägt ein Transparent mit der Losung "Israel und Palästina — zwei Länder für zwei Völker". "Ha'aretz" schiebt nach, Vanunu habe irgendwann einmal erklärt: "Wir dürfen die Araber nicht länger verfolgen", und daß er einer Studentengruppe vorsitze, die mit der Kommunistischen Partei und der MAPAM (Vereinigte Arbeiterpartei) zusammenhängt. Es heißt weiter, er habe "eine Studentenaktion für einen Lehrer angeführt, der den Militärdienst im israelisch okkupierten Libanon verweigert habe".

Vanunu soll auch beabsichtigt haben, in die Kommunistische Partei einzutreten. Die Aufnahmen, die er in Dimona gemacht hat, "sind möglicherweise den Sowjets in die Hände gefallen".

Ein Korrespondent des amerikanischen "Newsday" berichtet aus Jerusalem: "Vanunu wird verhört, ob er den Kommunisten hier oder im Ausland einige der 60 Fotos gegeben hat, die er der Sunday Times zur Verfügung stellte. Diese habe nur einige wenige veröffentlicht. Alle Fotos könnten den Russen wertvolle Hinweise liefern." Zu guter Letzt die zynisch-erschütternden Zeilen: "Deshalb war es wichtig, ihn hierher zurückzubringen. Über all das wollten wir mehr von ihm erfahren. Sonst hätten wir ihn einfach irgendwo draußen abgeschossen", sagte ein israelischer Beamter.

Diese Verleumdungs- und Desinformationskampagne hat ein Ziel: Tel Aviv wurde erneut des Staatsterrorismus überführt, begangen mit beispielloser Dreistigkeit auf internationalem Schauplatz. Der Skandal entbrennt just an dem Zeitpunkt,

da Washington, London und Tel Aviv mühsam versuchen, sich als Organisatoren im Kampf gegen den internationalen Terrorismus aufzuführen. Heute ist in den Manövern Tel Avivs um den "Fall Vanunu" der Versuch klar erkennbar, die Aufmerksamkeit von dem Skandal abzulenken, ihn ungeschehen zu machen und schließlich den Gang der Ereignisse im üblichen Antikommunismus und Antisowjetismus einmünden zu lassen.

Dieser "Fall" enthüllte nicht allein den atomaren Größenwahn Israels und die Mittäterschaft westlicher Mächte bei der Herstellung eines entsprechenden nuklea-



M. Vanunu überlistet das Wachpersonal und zeigt Journalisten seine Handfläche, auf der steht, wann und wo er entführt wurde.

Foto aus "Espresso" (Italien)

ren Arsenal, sondern auch die Heuchelei Washingtons, Londons und Tel Avivs, mit der man dort an das Problem des internationalen Terrorismus herangeht. Er hat ihnen auch die Suppe versalzen, als jene drei Staaten sich anschickten, eine von langer Hand vorbereitete Hetzkampagne gegen Syrien vom Zaun zu brechen, und Damaskus beschuldigten, den internationalen Terrorismus zu begünstigen. Diese großangelegte Provokation ist schon genügend kommentiert worden und, wie man weiß, kläglich gescheitert.

Wir halten es für notwendig, hier eine Passage aus der Rede des syrischen Präsidenten Hafez Assad anzuführen, die er auf dem Höhepunkt des von London angeführten antisyrischen Kreuzzugs hielt:

"Vor einigen Tagen entführten israelische Geheimdienste den israelischen Spezialisten für nukleare Fragen Mordechai Vanunu aus der englischen Hauptstadt London. Sie schafften ihn nach Israel, nachdem er Geheimnisse der israelischen Atomindustrie aufgedeckt hatte." Damals waren die Einzelheiten des "geheimnisvollen Verschwindens" Vanunu auch dem syrischen Präsidenten noch nicht bekannt. "Die Thatcher-Regierung jedoch wollte keine schlafenden Hunde wecken. Sie brachte kein Wort des

Protests zustande, als es darum ging, den Terrorismus zu verurteilen und die Souveränität Großbritanniens zu wahren und sich gegen die grobe Verletzung seiner Gesetze zu wehren."

Der syrische Präsident erinnerte daran, daß die israelischen Geheimdienste bereits über "operative Erfahrungen" in England verfügen: "1984 versuchten sie in der Londoner City, einen früheren nigerianischen Minister zu entführen. Drei Agenten holten ihn am helllichten Tag aus der Wohnung, narkotisierten und verstaute ihn in einer Holzkiste mit der Aufschrift "Diplomatenpost". Die Operation flog auf, aber die Tatsache als solche wurde vertuscht. Die Thatcher-Regierung verzichtete gegenüber Israel auf jede Note, gab auch nicht ihrer Besorgnis Ausdruck über Terrorismus und Verletzung der Menschenwürde auf dem Boden Großbritanniens, in seiner Hauptstadt gar... Wer heute unter der fadenscheinigen Fahne "Kampf gegen den Terrorismus" Israel in Schutz nimmt, ignoriert bewußt die Tatsache, daß gerade Israel den individuellen und den Massenterror im Nahen Osten verbreitet."

Am Vorabend des Jahres 1987 schrieb die Beirutische Zeitung "Al-Anwar", daß die Anzahl westlicher, vorwiegend amerikanischer Journalisten in der libanesischen Hauptstadt sprunghaft angestiegen ist. Gerüchtesweise ist zu vernehmen, daß man zu Jahresbeginn im Libanon und im gesamten nahöstlichen Raum mit "wichtigen Ereignissen" zu rechnen habe. "Al-Anwar" nimmt Bezug auf westliche Journalisten und schreibt weiter, daß mehrere hochkarätige amerikanische Regierungsvertreter beabsichtigten, "ein Problem zu schaffen, das geeignet sei, das Interesse der Amerikaner von dem skandalösen Waffengeschäft zwischen Iran, USA und nikaraguanischen Contras abzulenken". Die Zeitung berichtete über weitere "Vorschläge", die in diesem Zusammenhang geprüft werden. Dazu zählen auch Morde an israelischen Spitzenpolitikern in Europa durch gemeinsame Aktionen von CIA und Mossad, wobei man die Verantwortung dafür Syrien und den Palästinensern anzuheften gedenkt. "Al-Anwar" schreibt weiter: "Vor dem Hintergrund dieser Beschuldigungen sind Schläge gegen syrische Truppen im Libanon und gegen Palästinenserlager vorgesehen."

Wieder sollen also CIA und Mossad, Geheimdienste eines zionistischen Staates und diverser NATO-Länder, zusammenwirken. In Westeuropa sind neue Provokationen zu erwarten, Provokationen mit ein und demselben Ziel: Syrien und die Palästinenser.

In diesem Zusammenhang muß man daran erinnern, daß die bis auf den heutigen Tag andauernde großangelegte Aggression Israels gegen den Libanon im Sommer 1982 mit dem Attentat auf den israelischen Botschafter in London ihren Anfang nahm. Die israelischen Massenmedien (1) hatten das Attentat und seine

Folgen schon Monate vorher angekündigt. Man plant weitere Provokationen, und zwar, wie die Erfahrung zeigt, bei gegenseitiger Rücksichtnahme der Geheimdienste Londons und Tel Avivs.

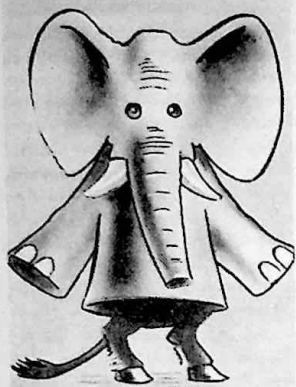
Wenn man das berücksichtigt, kann man englischen Zeitungsmeldungen glauben, wonach angeblich der damalige israelische Premierminister Shimon Peres zwei Wochen vor der Entführung Vanunus Frau Thatcher in eigener Person gewarnt hat, daß der Mossad eine entsprechende Aktion plant. Peres bat sich aus, daß die britische Aufklärung die Mossad-Agenten gewähren läßt. Die Antwort war vertraulich, jedoch fordern britische Parlamentarier ihre Regierung auf, offen Farbe zu bekennen: Hat sie wirklich vor dem Verschwinden Vanunus Kontakte zu irgendwelchen israelis unterhalten? Das Foreign Office ließ erwartungsgemäß ein energisches Dementi hören. Immerhin leugneten Foreign Office und Scotland Yard auch, daß Vanunu England mit der British Airways, Flug Nr. 504, verlassen hatte, und wurden Lügen gestraft! Der israelische Premierminister Itzhak Shamir konterte die scheinheilige Frage britischer Behörden nach den "näheren Umständen, unter denen die israelischen Behörden den ehemaligen Kerntechniker festgenommen haben, der am 30. September London verließ", mit der vielsagenden Bemerkung: "Ich glaube, die Engländer wissen genau, daß Israel keine britischen Gesetze verletzt hat."

Auch gegenüber italienischen Stellen, die im Auftrag Premierminister Craxis Nachforschungen anstellten, erfolgte anfangs die naßforsche Antwort: "Kein Kommentar." Bis man den Römern empfahl, die Behauptung Vanunus, er sei in Rom entführt worden, "nicht ernst zu nehmen".

Die Reaktionen Londons und Roms sind bekannt. Was sagt das offizielle Paris zu dem Ganzen? Der in Rom entführte Vanunu wurde schließlich über die Hauptstadt Frankreichs nach Israel transportiert. Wie das? Wer half den Entführern? Wer waren ihre französischen Komplizen? Auf französischen Flughäfen werden im Zusammenhang mit dem Kampf gegen den internationalen Terrorismus strengste Sicherheitsmaßnahmen praktiziert, und plötzlich können israelische Terroristen seelenruhig mit ihrem Opfer durch die Seimetropole schlendern!

Es wäre verfrüht, den "Fall Vanunu" abzuschließen. In Jerusalem findet eine Gerichtsfeier hinter verschlossenen Türen statt, wird Rache geübt an einem gefährlichen Zeugen, der weiß, wie sich der zionistische Staat seine "Waffe für den jüngsten Tag" verschafft. Diese in den Händen von Fanatikern, die den Staatsterrorismus zur Politik erheben, kann zum Auslöser der weltweiten Katastrophe werden. Der Kronzeuge mußte verschwinden. Und er verschwand. Geholfen haben dabei diejenigen, die den Regierenden Tel Avivs Atomwaffen in die Hand geben.

J. KORSCHUNOW



Die Demopublikaner und ihre „Alternativen“

Was hat den amerikanischen Präsidenten 1986 am meisten beunruhigt? Ich weiß es zufällig genau. Nicht etwa vom Hörensagen, sondern aus einem persönlichen Schreiben Ronald Reagans: die Zwischenwahlen zum amerikanischen Kongreß.

In den USA ist folgende Methode, Käufer zu werben, verbreitet: Angenommen, Sie beschließen, eine Zeitschrift zu abonnieren. Dann kaufen die mit dieser verflochtenen Verlage die Abonnentenlisten und bombardieren Ihren Briefkasten mit Werbeprospekten. Diesmal hatten mich die Herausgeber eines konservativen Bulletins „verkauft“, das unser New-Yorker Korrespondentenbüro hält. Der „Käufer“ war nicht irgendwer, sondern das Nationalkomitee der Republikanischen Partei. Was lese ich also...

„Lieber Freund“, heißt es auf dem Bogen mit offiziellem Briefkopf, „in meiner zweiten Präsidentschaftszeit gibt es für mich wahrscheinlich keinen wichtigeren Anlaß, mich an Sie zu wenden, als gerade jetzt. Wenn nämlich die Demokraten den Senat erobern, haben sie die Kontrolle über den ganzen Kongreß der Vereinigten Staaten in der Hand. Dann benutzen sie möglicherweise ihre Macht, um uns in unserer Außen-, Verteidigungs- und Wirtschaftspolitik zu behindern.“

Die Zwischenwahlen 1986 sind die ernsthafteste Herausforderung, mit der unsere Partei seit ihrem Einzug ins Weiße Haus und in den Senat 1980 je konfrontiert wurde“, war die Quintessenz dieser durch eine Laune des Zufalls an mich gerichteten Botschaft.

Wenn man von den Ergebnissen der Novemberwahlen ausgeht, waren Reagans Befürchtungen nicht aus der Luft gegriffen. Im Zwei-Kammern-Kongreß hat sich die Kräfteverteilung zugunsten der Demokratischen Partei verschoben. Gibt es eine demokratische Alternative? Harte Zeiten für den Präsidenten?

Die Ansprachen, die Reagan jetzt hält, haben nichts mehr von jenen panischen Tönen, die er noch vor wenigen Monaten anschlug, als er in Sachen Wählerfang

unterwegs war. Wie die Wahlen auch immer ausgefallen sein mögen, an der Politik der Regierung ändert sich nichts, so das Leitmotiv seiner heutigen öffentlichen Auftritte.

Walden Bello vom amerikanischen Institut für politische Studien macht anhand des Abstimmungsverhaltens im Repräsentantenhaus auf einen weiteren Grund für den Optimismus des Präsidenten aufmerksam. Diese von den Demokraten kontrollierte Kammer hat allein 1985:

--der Bereitstellung von 27 Mio Dollar als „humanitäre Hilfe“ für die Contras zugestimmt (später bewilligte man weitere 100 Mio in Form von militärischen Lieferungen);

--die Hilfeleistung der amerikanischen Polizei für Salvador und Honduras vor dem Verbot gerettet;

--den Clark-Zusatzantrag abgelehnt, der US-Militärhilfe für Banden verbietet, die die Regierung Angolas stürzen wollen;

--der Bereitstellung von 15 Mio Dollar „humanitärer Hilfe“ für die Duschmanen zugestimmt, die ohnehin von der CIA über geheime Kanäle großzügig finanziert werden;

--und regierungsfeindlichen Gruppierungen in Kampuchea 5 Mio Dollar zugeschoben.

„In diesem Kongreß, der von einer antikommunistischen Kampagne überschwemmt wird, führen Demokraten und nicht etwa Republikaner den Kreuzzug an“, bemerkt Bello abschließend.

Scheinheiliger als Reagan

So wollen nach einer Definition des republikanischen Kongreßabgeordneten Jim Leach aus Iowa viele Wortführer der Demokratischen Partei heute dastehen. Schroffe Kehrtwendungen in ihrer Führungsmannschaft werden transparent. Nicht nur, daß es ihnen in der letzten Zeit zweimal nicht gelang, den Präsidentenposten zurückzuerobieren, sie stellen auch für die Republikaner im Kampf um den begehrtesten Sessel der USA keine ernst zu nehmende Konkurrenz mehr dar. Nach der herben Niederlage 1984, als der demokratische Kandidat Mondale nur in einem Bundesstaat und nur im Bundesdistrikt Columbia eine Mehrheit errang, nahmen einflußreiche Kreise in der Partei die Suche nach dem „rückkehrwilligen Wähler“ auf. Ihre beschränkte Klassenphilosophie sollte diese Absicht bald auf den Punkt bringen, nämlich die Frage: Wo nehmen wir einen „demokratischen Reagan“ her? Mitte-Rechts-Demokraten,

heute innerhalb der Partei immer lauter vernehmbar, gehen davon aus, daß Amerika „nach rechts abdriftet“.

Die Behauptung stimmt, wenn man die Regierungspolitik in der Präsidentschaftszeit Reagans meint. Die regressive Besteuerung erhielt Gesetzeskraft und viele Sozialprogramme wurden gestrichen. Im Weißen Haus macht man kein Geheimnis aus der Absicht, diese Linie fortzusetzen. In den Anschauungen wie auch in der Praxis fand eine radikale Abkehr von der Auffassung statt, nach der die Bundesbehörden den Minderheiten und Opfern sozialökonomischer Diskriminierung ein Minimum an Rechtsgarantien zustehen sollten. Die von diesen Programmen abgezackten Dollars verschlingt ein für Friedenszeiten unübliches Wettrüsten.

Was nun die Stimmungslage in der amerikanischen Öffentlichkeit angeht, so ist der behauptete Rechtstrend zumindest strittig. Eine 1978 von der Harris-Agentur vorgenommene öffentliche Meinungsumfrage ergab: Nur 45 von 100 US-Bürgern halten es für erforderlich, Beschäftigungs- und Bildungsprogramme für Frauen, für Schwarze und für Minderheiten zu unterstützen, „um ihre Diskriminierung in der Vergangenheit nicht für die Zukunft festzuschreiben“. Reagan brauchte nur zwei Jahre zu regieren, um die Zahl der Befürworter entsprechender Hilfsprogramme auf 57 Prozent ansteigen zu lassen. Ende 1985 hielten sie bereits 71 von 100 Amerikanern für unbedingt erforderlich.

Von der Fernsehgesellschaft ABC und der „Washington Post“ durchgeführte Umfragen machten deutlich, daß sich die öffentliche Meinung um so schneller zuungunsten von Reagans Programmen ändert, je länger diese in Kraft sind. Von 1981 bis Ende 1983 stieg der Prozentsatz derjenigen, die meinen, man sollte die Not der Armen mit Geldmitteln aus dem Rüstungsetat lindern, von 49 auf 67, derjenigen, die Bildung statt Rüstung fordern, von 43 auf 75 und derjenigen, die Gesundheitsprogramme fordern, von 49 auf 66 Prozent.

Diese Fakten sind denen, die die Politik der Demokraten entwerfen, ebenso zugänglich, wie Ergebnisse von Umfragen unter Wählern, die bei den letzten Wahlen für Reagan gestimmt hatten. Nur fünf von hundert Reaganwählern haben seine Kandidatur unterstützt, weil sie mit seinen Anschauungen übereinstimmen.

Für die meisten war Reagans Persönlichkeit ausschlaggebend. Außerdem ist es ein offenes Geheimnis, daß die Handlungen des Präsidenten in einem Umfang gebilligt werden, der direkt von Phasen der zyklischen Wirtschaftsentwicklung abhängt, die auch das Weiße Haus nicht beeinflussen kann. Und doch fällt selbst Uneingeweihten auf, wie sehr die Demokraten sich abstrampeln, "heiliger als Reagan" zu werden. Was erreichen sie damit?

Programme in neuer Verpackung

Mit Recht zählt man das Ausmaß der innergesellschaftlichen Polarisierung zu den unrühmlichen Rekorden, die eine republikanische Regierung innerhalb der letzten sechs Jahre aufgestellt hat. Wenn man sich die Einkommen aller amerikanischen Familien als großen Kuchen vorstellt, verteilt ein Fünftel, die Reichsten der Gesellschaft also, deren Einkommen 48 000 Dollar im Jahr übersteigt, das größte Stück, nämlich 43 Prozent. Auf den unteren Sprossen der sozialen Stufenleiter muß sich dieselbe Zahl Familien mit den Krümeln begnügen, mit 4,7 Prozent. Im Vergleich zum Ende der 70er Jahre verringerte sich der Anteil der sogenannten middle-class von 46 auf 39 Prozent. Hier liegt wohl der Hund begraben. Bei einer beschleunigten Differenzierung der Gesellschaft entlang der

Der Präsident zu seinem Pressesprecher: "Larry, schnell her mit ein paar roten, weißen und blauen Flickern!"

In den Löchern der "Stars and Stripes" ist zu lesen: "Desinformation", "Waffen für den Iran", "Gipfeltreffen -- ein Reifall", "Hasenfuss" und "Vernichtung nikaraguanischer Hüfen".

Karikatur aus: "People's Daily World" (USA)



Wohlstandsvertikale finden populistische Lösungen, mit denen die Demokraten um die Massen buhlen, schon bei den Schichten der Bourgeoisie, deren Interessen die Partei bisher vertreten hat, keinen Anklang mehr. Der verbissene Kampf zwischen einzelnen Fraktionen des Industrie- und Finanzkapitals um die Hebel der staatlichen Macht verlangt schon etwas mehr. "Ihre" Partei muß das Konzept klassenübergreifender Interessen schon etwas griffiger anbieten. Schon lange heißen amerikanische Wahlen "Sprint der Geldsäcke". Folglich dürfen Forderungen diejenigen, die das Partei-säckel zu füllen imstande sind, nicht vor den Kopf stoßen, sondern müssen sie sanft umgarnen. Hier müssen sich die Demokraten endlich von ihrer verbalen Ausgewogenheit frei machen und ihr Innerstes entblößen. Das hat der amerikanische Zeichner Robert Grossman exakt wiedergegeben, als er das Maskottchen der Republikaner, einen Elefanten, und das der Demokraten, einen Esel, zur Einheitsmischung kreuzte.

In letzter Zeit von den Demokraten eingeleitete Schritte müssen den Künstlern inspiriert haben. P. Kirk, Vorsitzender des Nationalrats der Partei, schaffte die lange Zeit unter seiner Aufsicht wirkenden "Caucuses" ab, Gruppen, die Schwarze und Latinos, Frauen und Liberale repräsentiert hatten. Die Demokraten wollen die satten und zufriedenen Massen der Bevölkerung für sich gewinnen, indem sie, wie die Zeitschrift "Fortune" konstatiert, "eine starke nationale Verteidigung und eine rigide Steuer- und Haushaltspolitik unterstützen... Weniger als sonst reden sie von Gerechtigkeit und einer Umverteilung des Reichtums." In dem im September veröffentlichten Programmentwurf "Neue Alternativen für ein Amerika im Wandel" fehlten die Passagen über Sozialprogramme und Arbeitsplatzbeschaffung.

Nichts jedoch unterstreicht die Charakteristik der "Alternativen" als "Programm der Reagan-Administration in neuer Verpackung" mehr, als ihre außenpolitische und Verteidigungskonzeption: "Die Abschreckung, also die Gefahr, daß der Überfall eines Landes mit der Vernichtung des Überfallenden endet, hat einen nicht unkomplizierten, aber dauerhaften Frieden zwischen unseren Ländern (UdSSR und USA, die Red.) ermöglicht. Diese Doktrin hat sich bewährt, und wir werden uns hüten, sie zugunsten irgendwelcher unerprobter Methoden der Friedenssicherung aufzugeben." Die Logik unseres hochexplosiven Zeitalters müßte eigentlich sagen, daß die entscheidende "Methode" zur Rettung der Menschheit in der vorrangig atomaren Abrüstung besteht. Dies ist keines der üblichen Argumente von Vertretern der jetzigen Administration, die ihre Ablehnung sowjetischer Friedensvorschläge legitimieren wollen. Diese Ansicht vernahm ich aus dem Mund des potentiellen US-Präsidenten Charles Robb, Vorsitzender des Rats demokratischer Spitzenfunktionäre. Dieser

erst unlängst gegründete Rat wurde zum Generator rechtszentristischer Ideen in der Demokratischen Partei.

Was soll dabei herauskommen?

96 von 100 US-Bürgern meinen, daß "es in einer atomaren Welt zu gefährlich sei, die Konfrontation mit der UdSSR zu suchen". 84 von 100 Amerikanern riechen Lunte, wenn ihnen plausibel gemacht werden soll, daß die Produktion neuer Waffensysteme ein unerläßliches Mittel sei, um die Russen zu Abrüstungsvereinbarungen zu zwingen, und verbieten sich das. Jedenfalls sind das die Ergebnisse repräsentativer Umfragen. Hier ein Zitat aus den "Alternativen" der Demokratischen Partei: "Wir sind für solche Waffen wie die Midgetman-Rakete, das Trident-U-Schiff mit D-5-Raketen und den Stealth-Bomber, also alles Zweitschlagssysteme. Ihre Existenz führt zu stabileren Beziehungen zwischen den atomaren Supermächten." Der "Zweitschlag" ist die Dekoration für das Publikum. Die aus ihrer Produktion den Profit abschöpfen, wissen recht gut, daß sie sich trefflich dazu eignen, einen Erstschlag zu führen.

Der Programmentwurf der Demokraten enthält mehrere Passagen, die von der Position des republikanischen Präsidenten abweichen. Einwände gegen den Ausstieg aus SALT-2 und eine Revision des ABM-Vertrags werden ebenso aufrechterhalten wie der Aufruf, Atomwaffentests zu verbieten. Will man mit diesen Worten vielleicht nur die Öffentlichkeit und jene Strömungen in der Partei ruhigstellen, die nicht vollends in den Reaganismus abgleiten wollen? Die harten Fakten jedenfalls deuten darauf hin, daß die demokratische Führungsspitze nichts konkret unternommen hat, um den verhängnisvollen Kurs der jetzigen Administration zu beenden, die das Wetrüsten und als unausweichliche Folgen zunehmende internationale Spannungen weiter vorantreibt.

Kirk beteuert zwar, daß der Entwurf noch keineswegs die Endredaktion des Programms darstellt, aber der Meinungsumschwung im demokratischen Lager ist deutlich zu spüren. Namentlich an der Spitze, weniger in der amerikanischen Gesellschaft.

Lange hieß der jetzige Herr im Weißen Haus der "Teflon-Präsident". Solange obskure Geschichten mit den Mitgliedern seines Kabinetts bei Reagan nicht ansetzten oder Fehltritte, wie die Verbeugung vor Gräbern von SS-Leuten in Bitburg, paßte die Bezeichnung. Heute hat das Teflon Sprünge. Die Verweigerung einer in Reykjavik vorgeschlagenen sicheren Welt und der internationale "Iran-gate"-Skandal entkleideten in den Augen vieler Amerikaner ihren über jeden Zweifel erhabenen scheinenden Herrscher auf Sessel Nr. 1 seiner Aureole. Wird sich dieser Umschwung im öffentlichen Bewußtsein der USA auf das Tempo auswirken, mit dem die Demokraten Reagan nachjagen? Und was ist, wenn sie ihn einholen?

Andrej ARCHIPOW

New York -- Moskau

Rosen im Sand

Der Schriftsteller Valeri Powolajew steht vor der Fertigstellung eines Buches mit Berichten über seine Reisen in Länder des Orients und Afrikas. Wir bringen hier eine darin enthaltene Schilderung seines Besuchs bei bulgarischen Geologen in Libyen, die ihm eine wunderbare Naturerscheinung, "Rosen der Sahara", zeigten.

... Ein inzwischen aufgesprungener Sandsturm, Gibli genannt, wirbelte den Wüstensand noch mehr auf, der Himmel blähte sich bedrohlich, bedeckte sich mit Leichenflecken, und in jedem Fleck steckte ein glotzendes Fischauge, drehte sich wie wild, folgte allem, was sich auf der Erde bewegte, schleuderte Sand und gebot unseren Wagen zu halten. Und die Fahrer mußten gehorchen, als sich vor ihnen steile "Sandwehen" erhoben. Dagegen anrennend, bäumte sich ein Wagen wie ein Pferd mit dem Hinterteil auf, schlägt aus, und wenn er eine Kleinigkeit schneller als im Schildkröten Tempo fährt, überschlägt er sich und rutscht auf seinem Dach weiter über den Sand. Die Insassen fühlen sich dabei natürlich nicht zum besten — er fährt schon gern im Kopfstand durch die Gegend? Der Wind heult und lacht unheimlich wie ein Uhu, es klingt wie die Drohung, den Menschenwurm mit dem Kopf im Sand zu vergraben. Aber nicht jeder Menschenwurm läßt sich unterkriegen, er strampelt wie eine Ameise durch den Sandsturm zu seiner Behausung. Die Wagen rollen, einer hinter dem anderen, ohne zu stoppen — die Wüste ist überall gleich befahrbar, nicht wie der Asphalt, von dem man nicht abbiegen kann. Wenn bloß der Sturm schon nachließ!

Der Gibli hat weder Anfang noch Ende. Wir fahren wieder in die Wüste. Zum ersten Mal ist das interessant, zum zweiten amüsant, zum dritten etwas lästig, zum vierten widerlich, zum fünften abscheulich, zum sechsten ... man ist zu fertig, um das ein sechstes Mal zu tun. Aber wozu zählen? Man ist fertig, das sagt genug. Wie oft sind wir schon in die Wüste gefahren? Zum achten, neunten, elften, dreizehnten Mal?

Die Wüste will uns erdrücken, umbringen.

Nichts ist trauriger als bedrückter, ein zerdrückter Mensch, ob die Lebensumstände, ein Weg, Wind oder Sandsturm schuld daran sind. Er hat Ohrensäusen und Herzschmerzen, bei seinem Anblick verblaßt der Tag. Ein Mensch muß sich entspannen können und fröhlich sein, nur dann hält er durch, nur

dann lebt er lange. Ein deprimierter Mensch nicht, die gedrückte Stimmung beugt ihn zur Erde und treibt ihn schließlich hinein.

Nur ein entsklavter, freier und heiterer Mensch lebt wirklich.

Aber das nur nebenbei. Jedermann weiß, was für ein Mensch lebt und was für einer sich nur so hinschleppt, wer 100 Jahre alt wird und wem kaum halb so viele beschieden sind.

Also wie oft fuhren wir schon in die Wüste? Heute sollen wir eine Pflanzung von Rosen der Sahara besichtigen. Man nennt sie auch Wüstenblumen oder Sandrosen. Zuerst müssen wir aber Georgi Todorow mit seinem Wagen finden. Todorow wird uns führen.

Die Rosen der Sahara sind besondere Blumen. Sie sind von der Natur kunstvoll aus Stein geformt. Die Blütenblätter sind so zart, daß man sich bei ihnen zu atmen scheut. Anfassen darf man sie erst recht nicht, sie könnten zerfallen und in den Sand rieseln. Das sind die ältesten Rosen der Welt. Jede ist 90, 100, 120 Jahre alt oder noch älter. Sie sind so rar, daß sie aus Libyen nicht ausgeführt werden dürfen. Sie sind Nationaleigentum.

Und die Rosenpflanzung? Wir hatten viel von ihr gehört, aber keiner von uns hatte sie gesehen. Ich wußte nur, wie die Sandrosen aus dem Sand sprießen und erblühen, ich kenne den chemischen Vorgang, hatte aber noch nie so eine Pflanzung "leibhaftig" zu Gesicht bekommen, noch nie den Sand berührt. Wenn er da nun anders als anderwärts ist?...

Schließlich fanden wir Todorows Wagen. Georgi ist ein bulgarischer Ingenieur, Stellvertreter Runi Runews für Bohrungen. Todorows Bohrtürme stehen nicht weit. Morgens, als der Gibli etwas nachließ, war er schon auf der Pflanzung, hatte dort mit dem Wagen Kringle in den Sand gefahren, damit sie zu erkennen ist, und war uns dann entgegengefahren. Im Wagen saßen auch Tanja, seine Frau — ihres Zeichens auch Diplomingenieur — und sein Sohn Igor. Der nette Hosenmatz

will ebenfalls Bohringenieur werden, sagt er und bohrt dabei in der Nase. Vaters Beruf gefällt ihm. Wieder steckt er versonnen den Finger in die Nase, kneift wie ein Erwachsener die Augen zusammen und schaut in den Sturm. In Afrika fühlt er sich wohl, an Sandstürme ist er gewöhnt, die Hitze verträgt er. Im Wagen kann er schon die Klimaanlage einschalten und die Scheibe herunter- und wieder hochkurbeln — während wir uns unterhielten, tat er es zweimal. Was braucht ein angehender Ingenieur mehr zu können?

In der Sahara sein, und die berühmte Rosenpflanzung nicht gesehen haben? Das kommt gar nicht in Frage, sagten die bulgarischen Genossen.

Todorows Wagen fuhr voran, unserer hinterdrein. Der Sturm schien stärker zu werden, der Sand spritzte tausend von der Erde wie von einer heißen Bratpfanne hoch, zielte auf die Augen und traf sie schmerzhaft. Als wir aussiegen, riß er die Brillen herunter und schlug wie wild um sich.

Manchmal verschwammen die Wagen mit dem Sand. Dann krochen wir wie Schildkröten durch die Sandschleier bald nach der einen, bald nach der anderen Seite. Wir sahen nicht einmal die eigene Nasenspitze und konnten uns leicht verirren. Schließlich verloren wir einander wirklich aus den Augen und blieben liegen, aber bald wurde es etwas heller, und wir erkannten etwa 50 Meter weiter einen Wagen und noch weiter den anderen, trafen zusammen und folgten dann wieder Todorows Geländewagen.

Die "Pflanzung" ist eine leere Fläche. Kein Wegzeichen, keine Rose in Sicht. Sie stecken unter dem Sand. Nur stellenweise liegen die Gipsflecke bloß, weiß auf rostbraun. Die Rosen wachsen zur Regenzeit, Wasser versickert im Sand und stößt darunter auf Gipschichten. Diese sondern eine klebrige Flüssigkeit ab, sie vermischt sich mit Sand, tritt an die Oberfläche, und der Wind wälzt sie zu einem Blütenblatt aus und weht es in eine Richtung. Dann dreht er sich, formt ein zweites und gibt ihm eine andere Richtung. So eine Rose wächst sehr langsam. Ein Blütenblatt entsteht in mindestens 50 Jahren. Die Dauer hängt von der Häufigkeit der Niederschläge und der Stärke der Gipschicht ab. Wind gibt es dort mehr als genug.

Die Sahara ist nicht nur sandig, sondern auch windig und glühend sonnig. Etwa 40 Minuten irrten wir im Sturm herum. Todorow konnte die Pflanzung nicht finden. Der Sand schien sie verschluckt zu haben.

Der Mann war erschöpft. Er hielt, kam zu uns heran und zuckte die Achseln.

"Rasten wir ein bißchen", schlug er vor. "Ist die Wiese mit den Margeriten futsch?" fragte Runi.

"Morgens war ich noch da und hab' alles getan, damit wir sie auf Antrieb

finden. Aber ihr seht ja..." Wieder die ratlose Geste.

Nach ungefähr 20 Minuten fanden wir die Pflanzung.

Zu sehen war nichts, nicht einmal der weiße Gips. Alles war vom Sand zugeeckt. Nur schien er fester als sonst zu sein, und zwischen Höckern waren kleine, runde Verhärtungen zu erkennen. Unter diesen stehen die Sandrosen nur ein paar Finger-, höchstens eine Handbreit tief. Die zarten Rosen müssen vorsichtig bloßgelegt werden. Es gibt kleine mit kurzen nadelförmigen Blütenblättern, mit Dornen und spitzen Steinzweigen und große, schwere, alte, die in Jahrzehnten so schwer und schön geworden sind. Man darf keine pflücken, auch Knospen nicht. Tagtäglich ertappen Zollbeamte Rosenschmuggler, beschlagnahmen die Rosen und stellen sie in den Vitrinen mit kostspieligen Andenken im Flughafen aus. In der Pflanzung darf man sie betrachten und fotografieren, muß sie dann aber wieder zuschütten.

Irgendwie lehnt man sich dagegen auf: Wie denn, nach so viel Qual und Mühe das Wunder finden und dann mit leeren Händen abziehen? Ist das nicht ungerecht? Wenigstens ein ganz kleines Blümchen! So ein rötliches, wie es abseits auf einem Strauch blüht...

Wie kindisch! In jedem von uns steckt seine Vergangenheit, jeder sieht sich als barfüßiges, glückliches Bürschchen, das am liebsten die Sonne fassen, wie von einem Käse ein Stück abbeißen, im Fluß den größten Fisch fangen, auf dem schnellfüßigsten Roß reiten, dem hübschesten Mädchen ein Lächeln entlocken und mit verächtlicher Miene vorbeigehen, Autofahren und noch vieles andere zu lernen, kurz, alles tun möchte, damit man auf der Straße die bewundernden Blicke der Passanten einfangen kann. Das sind Träume, Kindheitsträume. Sie begleiten den Erwachsenen bis zuletzt und lösen selbst am Schlußstrich noch ein resigniertes Lächeln aus: Du hast aber nicht alles getan, was du tun wolltest. Du hast nicht den größten Fisch gefangen, hast von der Sonne kein Stück abgebissen, bist kein Held gewesen.

Eine Sandrose könnte jede Wohnung zieren, man müßte sie auf ein Bücherregal stellen, damit sie zur Geltung kommt und von Gästen bewundert wird. Sie ist ja so romantisch, so geheimnisvoll! Seht, liebe Gäste, eine Sandrose aus der Sahara. Nein, auch das ist uns verwehrt. Bei diesen Gedanken legte sich der Wind, und der Sand fiel leise raschelnd vom Himmel.

Der Ghibli ließ uns eine kurze Atempause. Das Rascheln des Sandes in der Friedhofsstille war unheimlich. Es machte traurig. Ob die merkwürdigen Rosen, ja die ganze Pflanzung, nicht eine Ge-

denkstätte an irgendwessen Grab ist? Möglich ist alles, auch das.

Farbe, Form und Größe der Rosen sind verschieden. Es gibt helle, in zarten Pastellfarben, heitere und rosige, wie von der Morgensonne angestrahlte oder auch wie von Pulverrauch bläuliche, weiter blutrote, lila, braune — auf jedem Stück Erde haben sie eine eigene Farbe.

Es gibt viel Merkwürdiges auf der Erde, ich habe viel gesehen, nie aber eine Sandrosenpflanzung. Ob ich jemals wieder eine sehen werde? Ob es auch in Tschad, Niger oder Mali welche gibt?



Ausstellungen dieser wie Märchenblumen aussehenden Sandsteingebilde sind von Touristen und Gästen gut besucht.

Foto: A. Morkowkin (TASS)

Wir beschlossen, bei den Bulgaren auszuspannen und endlich nach Herzenslust zu niesen. Etwa 20 km von der Pflanzung hat die Expedition der bulgarischen Erdölgesellschaft zum Vorkommen Murzuk ihren Standplatz.

Wir wuschen uns und setzten uns an einen Couchtisch, um den bitter scharfen Kaffee zu trinken. Marin Iwanow, der Expeditionsleiter, erzählte von sich — er mußte sich offenbar aussprechen.

Das Vorkommen Murzuk ist ziemlich klein und nicht sehr fündig. Da aber schon einmal der Anfang gemacht ist, muß es erschlossen werden. Schon 17, durchschnittlich 2500 Meter tiefe Sonden sind gebohrt und 15 davon erprobt — so etwas gibt es: "Eine Sonde erproben", d. h. sie für die Ausbeutung vorbereiten. Auch sind schon die Verschlußklappen aufgesetzt und die Sonden wie die Schlüssel zu einem neuen Haus dem Aufseher übergeben worden.

Der Aufseher ist ein Mittler, genauer ein staatlich angestellter Abnehmer. Er ist

über alles, was die Expedition betrifft, auf dem laufenden. Die Bulgaren sind Auftragnehmer, sie liefern die Rohre und Bohrausrüstungen, Treibstoff, kurz, alles, was sie brauchen, mit Schiffen, Flugzeugen und rollendem Material auf eigene Kosten an, und Libyen liefert Bulgarien für die geleistete Arbeit Öl aus den fündigen Sonden. Grundsätzlich ist das für beide Länder von Vorteil. Libyen hat keinerlei Ausgaben und braucht die Arbeit nicht mit klingender Münze zu bezahlen, sondern teilt mit Bulgarien das bereits gewonnene Öl. Die beiden Partner trennen sich

gewöhnlich in bestem Einvernehmen.

Die erprobten Sonden geben nur etwa über 200 Liter Öl in der Stunde. Das von Murzuk ist aber erstklassig, man kann damit, ohne es zu bearbeiten, Wagen auftanken. Marin ist zwar mit seiner Arbeit nicht sehr zufrieden, er hat Sorgenfalten um die unfroh blickenden Augen, weil Murzuk so wenig fündig ist, aber schuld daran ist nicht er!

In der Wüste schürfen außer den bulgarischen auch unsere sowjetischen Geologen nach Erdöl. Beim Schürfen stößt man leider auf fast oder gänzlich trockene Sonden. So geht es den Bulgaren und unseren Geologen auch. Solche Sonden sind vorprogrammiert, es gibt sogar einen Fündigkeitskoeffizienten. Marin Iwanow hat also keinen Grund, deprimiert zu sein.

Die halbstündige Rast ist zu Ende, sie ist wie im Fluge vergangen. Die Zeit hat die merkwürdige Eigenschaft, bald blitzschnell zu verfliegen, bald wieder ein Schnecken tempo anzuschlagen, und kein Mensch kann etwas dagegen tun. So ist das.

Widersprüche eines Künstlerlebens

In memoriam Andrej Tarkowski

Um eine so komplizierte, von stärksten Widersprüchen erfüllte und zugleich in seinen Grundlagen unzerstörbar ganzheitliche Kunst wie das Schaffen Andrej Tarkowskis zu verstehen, ist Zeit nötig, sind die Bemühungen der Wissenschaft, die Bekanntheit mit Tagebüchern und Briefen, den Fassungen der von ihm inszenierten und nichtinszenierten Drehbücher erforderlich. Vor allem aber ist das allseitige, unvoreingenommene, nicht überstürzte Studium seiner Filme nötig.

Die Wechselbeziehungen des Künstlers zur Welt, in der er lebt, sind ein Problem, das größte Aufmerksamkeit verlangt. Der Künstler muß sich vor dieser Welt, die sein Talent zur Entfaltung gebracht hat, verantworten. Doch auch der Künstler darf damit rechnen, daß seine Sicht der Zeit und seiner selbst verstanden wird, daß man zumindest versuchen wird, ihn zu verstehen, und nicht das von ihm verlangt, was seinem Talent wesensfremd ist. Was Tarkowski angeht, so war ein solches gegenseitiges Verständnis gestört. Und das seinerseits rief bei jenen, die das Schaffen des Regisseurs liebten und hochschätzten, den Wunsch hervor, ihn überhaupt vor jeglicher Kritik in Schutz zu nehmen. Unter solchen Bedingungen sein Talent zu entfalten, den Weg ins Leben, zu seinen Zeitgenossen zu finden, ist für den Künstler schwer. Unter solchen Bedingungen kann das Talent gebrochen werden, sich verlieren, beginnen, sich anzupassen oder sich vom Leben zu entfernen.

Daran denkt man mit noch größerer Bitterkeit, da das Interesse am Schaffen Tarkowskis im Grunde nie nachließ. Das wurde besonders deutlich im vergangenen Jahr, als alle Filme, die er in der Heimat gedreht hatte, in das Repertoire Moskauer Kinos aufgenommen wurden. Gezeigt wurden "Andrej Rubljow", "Der Spiegel", "Stalker", "Solaris" und "Iwans Kindheit". Seine letzten Jahre verbrachte Tarkowski weit von uns. Er produzierte im Ausland, zunächst in Italien, dann in Schweden zwei Filme. Sein Buch über die ästhetische Natur des Films, an dem er bereits in Moskau gearbeitet hatte, erschien in mehreren Sprachen. Und obwohl er politisch, als Staatsbürger nicht mit der Heimat brach, lebte er doch nicht

mehr unseren Alltag, unser Freud und Leid, unsere Hoffnungen...

Die Zeit wird erschöpfend auf die brennenden Fragen antworten, die sich unwillkürlich im Zusammenhang mit diesem, wie es das Schicksal wollte, letzten Lebensabschnitt Tarkowskis stellen. Sie wird die Logik des Verhaltens jener analysieren, die, statt dem Künstler zu helfen, bürokratische Hindernisse errichteten. Wird zeigen, wie es zu den Fehlern Tarkowskis selbst kam, der versuchte, einen Ausweg aus den Schwierigkeiten dort zu suchen, wo es keinen gab, ja nicht geben konnte.

Nicht von ungefähr hielt Tarkowski selbst lange Jahre eine Lostrennung von dem Land, das sowohl seinen Andrej Rubljow als auch seinen Iwan hervorgebracht, das seinem eigenen Talent Leben und Kraft gegeben hatte, für unmöglich, verhängnisvoll.

In den Tagen, als sich über seinem "Andrej Rubljow" die Wolken zusammenzogen, schrieb er mir: "Außer der aufrichtigen und einzigen Verwendung für meine Tätigkeit — Rußland zu dienen — will ich nichts anderes. Mag das auch hochtrabend klingen, doch darum geht es nicht. Ich will mich nicht getrennt vom Volk sehen, deshalb kommt es mir auch auf die Formulierungen nicht an. So habe ich wohl noch nie mit jemandem gesprochen. Wohl, weil ich meinte, daß niemand mich verstehen würde. Wegen der verbreiteten Heuchelei und weil viele diese Forderung — Rußland zu dienen — schon lange nicht mehr ernst nehmen. Ihnen aber sage ich es. Und gerade deshalb kann ich und will ich nichts tun, was ich als Verrat bezeichnen müßte. Es ist mir peinlich, darüber zu sprechen, doch Sie werden mich, wie ich meine, schon verstehen."

Da ich Tarkowski viele Jahre kenne, kann ich sagen: Er lebte und fühlte gerade so, wie es in diesem seinem Brief gesagt wurde. All seine Wurzeln waren in Rußland. Und er war sich dessen stolz und bewegt bewußt. Und um so weniger konnte er verstehen, warum man aus seinen Filmen nicht das, was in ihnen ist, herauszulesen sucht. Ja, er wollte und

konnte keine leichten Streifen, keine billigen Unterhaltungsfilme drehen. Er glaubte, daß das Land eine Kunst der hohen, der mutigen Wahrheit braucht. Und standhaft widersetzte er sich, wenn versucht wurde, seine Drehbücher und Filme zu "redigieren", die in ihnen verkündeten leidenschaftlichen und besorgten Gedanken über das schwere Schicksal der Heimat zu dämpfen, abzuschwächen. Über ihr hohes Schicksal Das er eben — in all seiner Größe — in "Iwans Kindheit" wie in "Andrej Rubljow" und im "Spiegel" zu erfassen suchte.

Die tiefgreifenden, radikalen Veränderungen, die sich in unserem künstlerischen Leben, im Schicksal der Künstler vollzogen, fielen auf Jahre, als es Tarkowski schon bestimmt war, mit seiner schrecklichen, quälenden Krankheit zu kämpfen. Hatte er, der vom Leiden Gezeichnete, noch die Kraft, um zu verstehen, daß die Zeiten, da Bürokraten Künstler redigierten, in seiner Heimat der Vergangenheit angehören? Und daß ihn jetzt, würde er nach Hause zurückkehren, nichts hindern würde, mit seinen Zuschauern darüber zu sprechen, was sie einte — in der Tiefe, nicht an der Oberfläche? Darüber, woran er ebenso wie sie glaubte, und was er leidenschaftlich in seinen Filmen verkünden wollte.

Ich weiß nicht, ob man ihm gesagt hat, daß alle seine Werke jetzt wieder gezeigt werden. Gezeigt vor einem breitesten Publikum...

Und wenn man es ihm gesagt hat, hatte er, der von der Krankheit Gebrochene, die seelische Klarheit, um das bewußt zu erfassen? Und die Schlußfolgerungen zu ziehen, die seine zahlreichen Freunde so von ihm erwarteten? Ich weiß es nicht. Dafür weiß ich das eine ganz sicher: Heute würden, wäre er zurückgekehrt, auf seinem Weg zum Publikum, zum Volk keinerlei Hindernisse entstehen.

Leider ist für ihn all das zu spät gekommen. Und um zu sich zurückzufinden, wie er früher war, hatte er schon nicht mehr die Kraft, nicht mehr die Zeit.

Eben darin scheint mir die finale Tragik seines Schicksals zu liegen. Die Zeit kam ihm entgegen, er aber hatte schon nicht mehr die Kraft, diese neue Zeit in sein Herz aufzunehmen.

Der Tod ist stets eine Trennlinie, nach der alles Zeitliche, Vorübergehende, Unaufrichtige, was es im Schicksal eines Künstlers gab, fortgeschoben wird. Und für ihn kommt die Zeit, da sich sein Platz in der Kunst des Vaterlandes unter seinen Lehrern und Vorgängern, unter den Zeitgenossen und der Nachwelt voll und bestimmt abzuzeichnen beginnt. Ohne tendenziöse Entstellungen und ohne penetrante Süßlichkeit. Tarkowskis Schaffen bildete ein Ganzes, doch zugleich war es

auch zutiefst widersprüchlich. In ihm kämpften verschiedene Tendenzen. Mit den Jahren konzentrierte es sich stärker, doch sensibler auf sich selbst. Beschäftigte sich vor allem mit den inneren Problemen, die den Künstler selbst bewegten. Das soll nicht heißen, dies wäre schlecht. Der Künstler spricht stets von sich selbst, stets, in jedem seiner Werke, löst er, wie es Leonid Leonow sagte, immer die gleichen seelischen Knoten. Nur scheint mir, daß in den frühen Filmen Tarkowskis die introvertierte Sicht die riesige und von Leidenschaften aufgeheizte Welt nicht voll erfaßte, im "Stalker" aber ist die Welt, die Geschichte sozusagen schon nicht mehr da. In dieser Welt ist nur Raum für das Innenleben des Künstlers selbst.

Die Quellen, aus denen Tarkowskis Talent schöpfte, wenn man von seinen rein künstlerischen Neigungen spricht, waren verschiedener Art. Er liebte Thomas Mann (hoffte sogar, dessen Roman "Joseph und seine Brüder" zu verfilmen), die alte japanische Poesie, Hermann Hesse, Robert Bressons Filme und Hieronymus Boschs Malerei, die Musik von Bach und Vivaldi. Doch am tiefsten war er natürlich in der russischen Kunst verwurzelt. In der rauhen und leidenschaftlichen Tragik der großen Ikonenmaler — Rubljow und Theophanes der Griechen. Im moralischen Suchen und den künstlerischen Entdeckungen Tolstois. In Puschkin und Tjutschew. Und natürlich in Dostojewski. Nicht von ungefähr war einer der Pläne, die ihn besonders lange fesselten, eine Verfilmung des "Idioten".

Daß er diese Absicht nicht verwirklichen konnte, geriet nicht nur dem Schaffen Tarkowskis, sondern auch uns, dem Publikum, zum Schaden. Hatte er ja nicht an eine gewöhnliche Verfilmung gedacht, sondern an die Möglichkeit eines schöpferischen Dialogs mit Dostojewski, eines Dialogs, der aus der Tiefe unseres Jahrhunderts herausgeführt werden sollte, unter Berücksichtigung der widersprüchlichen und schweren Erfahrungen, die zum Los der Menschen gerade in der zweiten Hälfte des 20. Jh. werden sollten.

"Iwans Kindheit"



"NEUE ZEIT" 2.87

Einmal sagte er mir: Der Film wird "Leidenschaften nach Fürst Myschkin" (ebenso wie "Andrej Rubljow" anfangs "Leidenschaften nach Andrej" genannt wurde) heißen.

Das mystische ebenso wie das tragische Element war Tarkowskis Kunst stets eigen. Die Menschen in seinem Alltag, die Probleme des Alltags interessierten ihn nicht. Tarkowski wollte den Menschen von Angesicht zu Angesicht der Geschichte gegenüberstellen, ihn ganz eng an die sittlichen Werte, die nicht vorübergehende, sondern ewige Bedeutung besitzen, heranführen. Zu diesen Werten zählte er stets auch die Verbindung des Menschen mit der geistigen Welt seiner Väter, mit dem Land, wo der Mensch aufwuchs — und zu dem er zurückkehren muß, wie weit ihn das eigene Schicksal auch fortgeführt haben mag.

Davon handelt Tarkowskis Film "Solaris". Eben dieses Thema, diesmal lyrisch gefönt, durch die eigenen menschlichen Erfahrungen des Regisseurs gesehen, klingt auch im "Spiegel" an. Die Vergangenheit wird im "Spiegel" wie in "Solaris", in "Andrej Rubljow" und in "Iwans Kindheit" in all ihrer Untrennbarkeit von der Gegenwart lebendig. Überdies bilden Vergangenheit und Gegenwart in Tarkowskis Bewußtsein jene Marksteine, an denen sich das geistige Leben seiner Helden orientiert. Die Geschichte verläuft durch sie, demonstriert deren wahres Wesen, zeigt die Fähigkeit des Menschen, dem Bösen, der Gewalt und der Ungerechtigkeit zu widerstehen, und behauptet sein Recht, in Wahrheit zu leben, deren Bild er von Anfang an in sich trägt. Eben jenes Ausgangsbild, in dem alle wahren Werte vereint sind, die die Menschheit an Erfahrungen aus allen Heimsuchungen gewonnen hat.

Mit größter Tiefe ist diese Idee in "Andrej Rubljow" zum Ausdruck gekommen, der für das Verständnis des Schaffens Tarkowskis, wie ich meine, von programmatischer, von Schlüsselbedeutung ist. Die Geschichte des Künstlers ist dort als Überschneidung von Widersprüchen dargestellt, von denen jeder so stark ist, daß selbst eine Persönlichkeit von außerordentlicher innerer Kraft daran zugrunde gehen kann, doch seine Geschichte nimmt in Rubljows Schaffen Gestalten voll erhabener und weiser Harmonie an. Soweit ich weiß, sagte Tarkowski, dessen Gesundheitszustand sich für kurze Zeit gebessert hatte, er wolle einen Film über die Versuchungen des heiligen Antonius schaffen. Der Film über Andrej Rubljow ist gleichfalls ein Film über die Versuchungen, denen der Künstler auf seinem Weg ausgesetzt ist, der durch die stürmischsten Zeitläufte führt. Daran, daß das Glück des Menschen hier auf Erden ist, glaubte Tarkowski leidenschaftlich. Gerade dieser Glaube durchdrang auch "Andrej

Rubljow". Die Erzählung über einen Künstler, der in seiner leidgeprüften Heimat auf die schwersten Proben gestellt wurde und es vermochte, all das künstlerisch zu gestalten, in sich selbst jene Schönheit zu entdecken und sie den Menschen zu schenken, durch die — so glaubte es Dostojewski, so glaubte es auch Tarkowski — die Welt gerettet wird.

Die tragischen Heimsuchungen, die die Menschen im 20. Jh. erwarteten, beeinflussten viele Künstler, die zum Hauptmotiv ihrer Filme, Romane und Theaterstücke das totale Mißtrauen in den Menschen machten, den Zweifel daran, wie es Hamlet sagte, das Band der Zeiten einzurenken. Das Band der Zeiten, das durch den Nazismus, durch Hiroshima und Nagasaki zerrissen wurde, erneut zu knüpfen. Tarkowski lockte niemals deren exklusiver, bisweilen glänzende künstlerische Höhen erreichender Skeptizismus. Ihm war stets deren totale Negation des ganzen Universums fremd.

Er begann mit einem Film über einen Jungen, durch dessen Herz der Krieg gegangen war. Von einem Jungen, der töten, rächen, Tag für Tag unter dem Damoklesschwert des Todes leben mußte. In "Iwans Kindheit" betrachtete er mit einer Furchtlosigkeit, die eben das Synonym für jegliche wahre Kunst ist, alle Deformationen, die diese tragische historische Situation in die sittliche Welt des Kindes trug. Und indem er Iwan durch das ihm bestimmte Golgatha führt, zwingt er uns, bei dessen Schicksal nicht von Entsetzen gepackt zu werden, sondern die Kraft, die unerschöpfliche Stärke seines Willens zu bewundern.

Das Verlangen nach hoher Vergeistigung, die beharrliche, beständige Suche danach ziehen sich als alles bestimmendes Motiv durch alle Filme Tarkowskis, die er in der Heimat schuf.

In der schöpferischen Suche Tarkowskis sehe ich vor allem den Ausdruck eines unerschöpflichen Glaubens an den Menschen, an die schöpferische Kraft seines Geistes.

Und gerade das werden wir mitnehmen, werden es uns zu eigen machen — als Lehre, als Hauptschlußfolgerung aus Tarkowskis Filmen. Den Glauben an den Menschen. Und auch jene leidenschaftliche Suche nach geistiger Energie, nach geistiger Stärke, die buchstäblich in allen Filmen Tarkowskis Ausdruck fand — angefangen mit "Iwans Kindheit" und bis hin zum "Stalker".

Der Tod verzeiht niemandes Fehler und Schwächen. Doch er zeigt das Wichtigste im Menschen auf. Er hilft, dieses Wichtigste ohne das störende Beiwerk zu sehen, konzentriert den Blick auf die Überlegungen zum historischen Los und zu der humanistischen Bestimmung all unserer Kunst, zu der auch die Filme Andrej Tarkowskis gehören.

Jewgeni SURKOW

Blitz auf dem Eis

Auf der Liste der besten Athleten der UdSSR 1986 — der Eisschnellläufer Igor Shelesowski

„Es ist allgemein bekannt, daß es keine ewigen Rekorde und keine ewigen Champions gibt. Trotzdem, wenn man jung ist und nicht weiß, wohin mit seinen Kräften, könnte man die höchsten Gipfel stürmen. Und wenn ich erstmals will, stürme ich sie auch weiter.“

Das sagt der 23jährige Igor Shelesowski, Eisschnellläufer und Absolvent des Minsker Instituts für Körperkultur. Im Sowjetischen Belorussland gilt er als „Sportler des Jahres“. Wie die traditionelle Vorneujahrsumfrage unter Sportjournalisten der UdSSR ergab, gilt er auch bei ihnen als einer der zehn besten Sportler des Landes. Auf ihrer Liste vertritt er als einziger die Wintersportdisziplinen. Dabei gab es reiche Auswahl, wenn man an die vorjährigen Weltmeisterschafts-siege von Valeri Medwedzew im Biathlon oder von Natalia Bestemjanowa und Andrej Bukin im Eiskunstlauf denkt...

Warum also gerade Shelesowski? Die Sportkorrespondenten entsinnen sich offensichtlich noch des Eindrucks, den der Eisflitzer im letzten Februar hinterließ, als er im japanischen Karuizawa zweimal hintereinander die Weltmeisterschaft im Eisschnelllauf-Mehrkampf errang.

Es geht hierbei nicht nur um Siege. Gesiegt haben auch andere. Gesiegt haben viele. Was sich aber wie ein Fest, wie ein Triumph des Sports ins Gedächtnis gräbt, ist der dramatische Kampf, der sich da auf der japanischen Eisbahn abgespielt hat, ist die Konfrontation der Charaktere, der Wettkampf der Persönlichkeiten. Augenzeugen berichten, wie vor dem wichtigsten, alles entscheidenden 1000 m-Lauf, Witzbold Dan Jensen (USA), der Shelesowski für die erste Gesamtplatzwertung nur noch eine Zehntelsekunde abzurufen hatte, zur Klampfe griff. Das machte er



immer, wenn er seine Nerven beruhigen wollte. Alle wußten von den Amerikanern, daß Dan beim US-Wettbewerb der Profi-Gitaristen (!) sechster geworden war. Hier jedoch vermochte der talentierte Musiker seinem Instrument nicht die simpelsten Akkorde zu entlocken.

Schwer zu sagen, ob Shelesowski sein Startfieber überwunden hat oder ob er seine Aufregung nur vor den Augen seiner Konkurrenten verbarg. Als eher introvertierter Mensch ist er nicht allzu gesellig und zeigte sich auch hier kühl und

zugeknöpft. Er jagte nicht sofort Hals über Kopf dem vorgeführten Amerikaner nach, sondern heftete sich methodisch durch und um so unerbittlicher an seine Fersen. Dann überholte er ihn. Die Differenz beim Zieleinlauf betrug fast eine ganze Sekunde.

Haben Sie Shelesowski schon einmal auf der Bahn erlebt? Ich hatte das Glück. Jedes Mal schwankte ich zwischen Euphorie und nackter Angst: Immer läuft er am äußersten Rand des Risikos. Bei jeder Runde hat man den Eindruck: Gleich legt er sich hin. Zum Glück stürzt er nicht. Ein selten schön koordinierter Bewegungsablauf und ein besonders gearter Gleichgewichtssinn halten ihn bei dieser rasend schnellen Bewegung oben.

Shelesowski kam durch pure Neugier zum Sport. Ihn lockte das Unbekannte. Er zögerte nicht lange, als Trainer Nikolai Gapejko bekanntgab, er wolle Schüler in die erste Eisschnellaufschule in Orscha, Igors Geburtsstadt, aufnehmen. Ich kann mir vorstellen, daß Igors Kumpels nicht schlecht gestaunt haben. Sie nannten ihn nur „Klein-Einstein“, weil er sich zu Physik und Mathematik hingezogen fühlte. Er, der Nobelauflagen liebte, warf sich schließlich ganz dem Sport in die Arme.

Gapejko und Shelesowski arbeiten immer noch zusammen. Beide sind im Rang gestiegen. Gapejko ist verdienter Trainer, Shelesowski verdienter Meister des Sports der UdSSR. Igor hatte sich schnell gesteigert. Mit 15 wurde er Zweiter bei den Landesjuniorenmeisterschaften, mit 18 wieder Zweiter, diesmal bei den Weltmeisterschaften der Junioren. Übrigens nahm Shelesowski als Junior am vollen Programm des Mehrkampfs teil, in die erste Landesmannschaft, die Erwachsenenriege, jedoch rückte er nicht vor. Die Konkurrenz war zu stark. Zum Glück nahm ihn der frühere Kurzstreckenmeister Valeri Muratow in die Auswahlmannschaft der Eisschnellläufer, die er damals trainierte. Shelesowski hat die Saison schon hervorragend eingeleitet. Er kann sechs gewonnene Starts abhaken. Beim Freundschaftstreffen mit den DDR-Sprintern im November 1986 in Karl-Marx-Stadt stellte Shelesowski außerdem eine neue Weltbestleistung über 500 m auf ebenen Bahnen auf: 37,24 Sekunden. Ich weiß noch, wie Igor in Karuizawa zweimal die 1000 m gewann, aber beide Male beim 500 m-Lauf zurückerblieb, am ersten Tag hinter dem Japaner Akira Kuroiwa und das zweite Mal hinter Jensen. Wie es scheint, hat unser Athlet jetzt auch auf der kürzesten Strecke einen Zahn zugelegt.

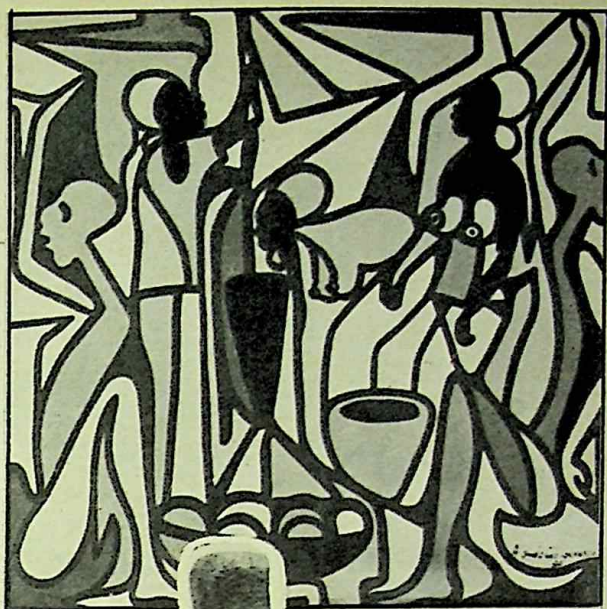
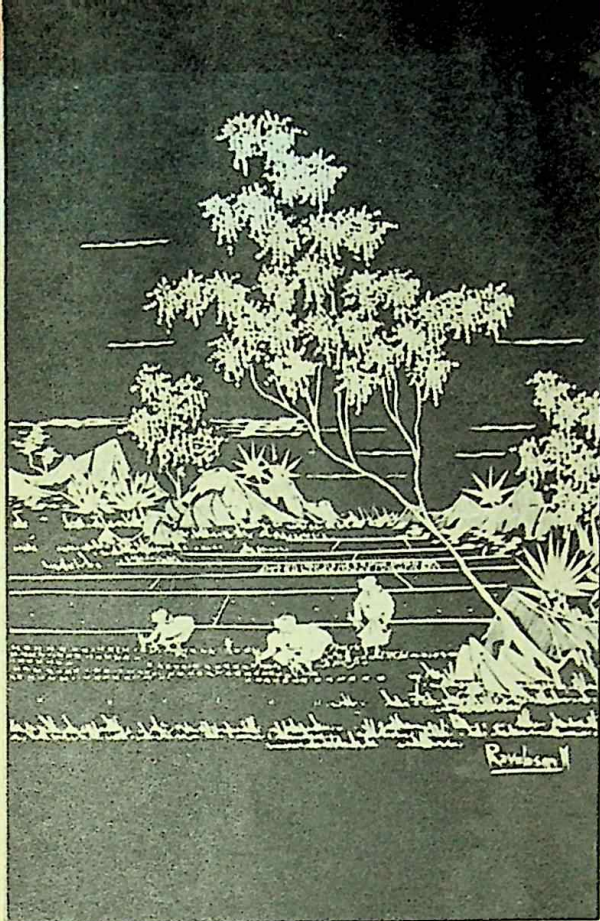
A. SREBNIZKI

Foto: TASS

Anschrift: 103782, GSP, Moskau K-6, Puschkinskaja pl.

Telefon: 229-88-72, 209-07-67

Verlag der Zeitung "Trud" * Erscheint in russischer, deutscher, englischer, französischer, spanischer, portugiesischer, italienischer, polnischer und tschechischer Sprache * Gedruckt in der Druckerei "Moskowskaja prawda"



Kunst Afrikas



Sie verblüffen, sie faszinieren die einen, stoßen bei den anderen auf Unverständnis — die traditionellen Masken und Skulpturen afrikanischer Meister. Die gebrochenen Formen und die überzogenen Disproportionen, die groteske Darstellung des Zorns oder der Freude, die Verbindung des Realen mit dem Phantastischen...

Die Wissenschaftler forschen wiederholt nach den Gründen für die Beliebtheit der Werke afrikanischer Meister weit außerhalb des Schwarzen Kontinents. Des Rätsels Lösung bringt wohl ein Gedanke Lew Tolstois, der sagte: Wie ein Mensch dem anderen mit Wor-

ten seine Gedanken überträgt, so übertragen die Menschen mit der Kunst ihre Gefühle. Emotionen, Gefühle, Stimmungen — und natürlich Gedanken — finden markante Verkörperung in den Skulpturformen, die in den vielen Jahrhunderten des Bestehens der afrikanischen Volkskunst verfeinert wurden.

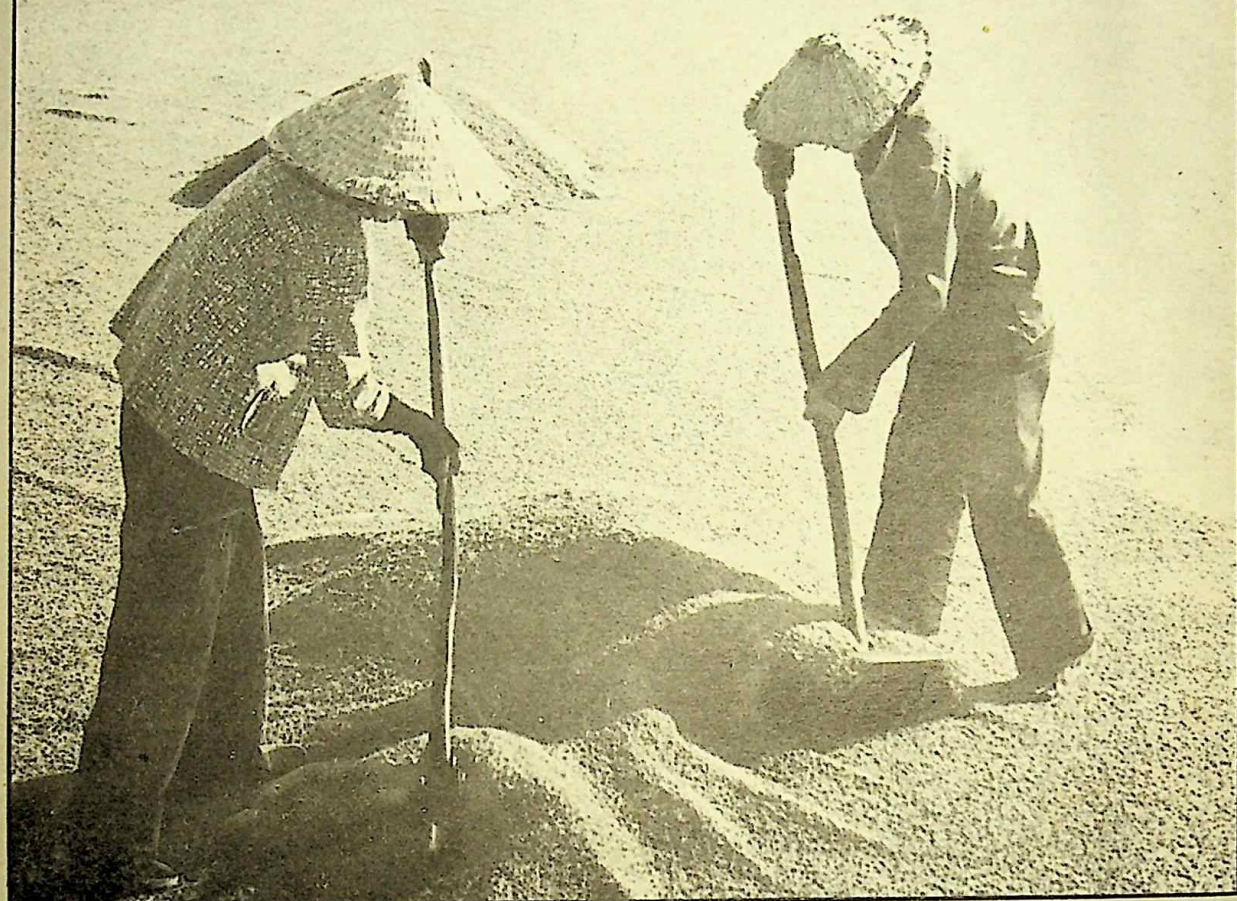
Davon konnten sich die Besucher der Ausstellung „Kunst Afrikas“ (aus Sammlungen von Botschaften der Länder Afrikas in der UdSSR) überzeugen, die in Moskau vom Verband der sowjetischen Gesellschaften für Freundschaft und kulturelle Verbindungen mit dem Ausland, vom Staatlichen Museum der Kunst der Völker des Orients und von der Sowjetischen Vereinigung für Freundschaft mit den Völkern Afrikas organisiert wurde. Die Ausstellung umfaßt ca. 100 Exponate des traditionellen Kunstschaffens und der modernen Kunst.

- Applikation (Madagaskar)
- Arbeit zeitgenössischer kongolesischer Maler
- Lebensbaum (Tansania)

Fotos: W. Panov



14159 2 136 304 550
NVA 32667 VM
2110 9005 0144
Puschkin PF



INTERNATIONALER WETTBEWERB

Reis wird getrocknet
Thu An (Vietnam)

„MENSCH, MENSCHLICHKEIT, MENSCHHEIT“

Die Redaktion lädt alle ein, Fotoamateure und Berufsfotografen, am Foto- und Zeichenwettbewerb 1987 „Mensch, Menschlichkeit, Menschheit“ teilzunehmen. Alltagsleben, Hoffnungen und Sorgen, Glück und Kummer können Ihre Fotos, Bildreportagen und -berichte in Farbe und Schwarzweiß und im Mindestformat von 13×18 cm enthalten. Auch Zeichnungen und Grafiken sind willkommen.

Den Arbeiten sollte ein kurzer Begleittext beiliegen, der auch Aufschluß über den Autor (Name, Adresse) gibt.

Bitte schicken Sie Ihren Beitrag an folgende Adresse: 103782, GSP, Moskau K-6, Puschkinskaja Ploščad, Redaktion der „Neuen Zeit“. Bitte schreiben Sie das Stichwort „Wettbewerb“ auf den Umschlag.